

## Konturen einer postcartesianischen Psychologie\*

Walter Herzog

**Zusammenfassung:** In der Psychologie besteht eine Spannung zwischen dem Anspruch auf Wissenschaftlichkeit und demjenigen, dem Gegenstand, nämlich dem Menschen, gerecht zu werden. Die Spannung ist das Resultat einer Orientierung der Disziplin am Vorbild der klassischen Naturwissenschaft. Unter Vernachlässigung gegenstandsspezifischer, d.h. anthropologischer Überlegungen wird das Psychische in mechanistischen Kategorien modelliert. Hinter der methodischen Anlehnung an den Naturwissenschaften steht eine Erkenntnistheorie, die cartesianisch ist und im Rahmen einer Humanwissenschaft zu Aporien führt. Dies wird anhand historisch verschiedener Beispiele gezeigt: Wundts experimenteller Psychologie, Skinners radikalem Behaviorismus und der psychometrischen Persönlichkeitsforschung. In Auseinandersetzung mit der kognitiven Psychologie werden die Umrisse einer postcartesianischen Psychologie skizziert. Einer ihrer zentralen Begriffe ist derjenige der Handlung. In der Handlung liegt eine Möglichkeit für die Psychologie, Anschluss an die Ethik zu gewinnen.

**Summary:** In the field of psychology there is a state of tension between the demand for scientism on the one hand, and, on the other, the demand that psychology do full justice to the object of study, namely man. This tension results from the discipline's orientation to the model of classical natural science. Neglecting considerations specific to the object of study, i.e. anthropological considerations, the psyche is modelled in mechanistic categories. Underlying this trust in the efficacy of the methods of natural science lies a Cartesian epistemology which, when applied to human science, results in problems. This is illustrated in various historical examples: Wundt's experimental psychology, Skinner's radical behaviorism and psychometric personality research. In an examination of cognitive psychology, the outlines of a post-Cartesian psychology are sketched out. One of the concepts central here is that of action. The concept of action represents an opportunity for a connection between psychology and ethics.

„Woher kommt es, dass das Vertrauen in psychologische Theorien so frappant zunimmt, sobald sie ins Mechanische übertragen werden können?“  
George A. Miller, Eugene Galanter & Karl H. Pribram

((1)) Was für eine Wissenschaft ist die Psychologie? Wovon handelt sie? Wenn wir Sigmund Koch folgen, dann gibt es auf diese Fragen keine befriedigenden Antworten. Denn die Psychologie soll zur Institution geworden sein, bevor sie einen Inhalt hatte, und sie verfügte über Methoden, bevor sie ihre Probleme kannte (Koch 1973, p. 209). Sie wurde gleichsam kopflos ins Leben gerufen. Ihre Kopflösigkeit ist verantwortlich dafür, dass sich die Psychologie scheut, ihren Gegenstand überhaupt zu bedenken. Lehrbücher bleiben auf der Ebene vager Umschreibungen, wie die Psychologie sei die „Wissenschaft vom Verhalten von Lebewesen“ (Zimbardo 1983, p. 25 - im Original hervorgehoben), oder sie sei „eine Bezeichnung für eine Mannigfaltigkeit von wissenschaftlichen Versuchen, menschliches Verhalten und Erleben adäquat zu erfassen“ (Thomae & Feger 1969, p. 2 - im Original hervorgehoben). Zwar liegen diesen Definitions-

versuchen bereits unterschiedliche Vorstellungen über den Gegenstand der Psychologie zugrunde, gemeinsam ist ihnen jedoch der Anspruch auf Wissenschaftlichkeit. Diesen Anspruch hat die Psychologie - so eine weitere These von Koch - dadurch eingelöst, dass sie blindlings dem Vorbild der Naturwissenschaft gefolgt ist. So ist die Psychologie eine Imitationswissenschaft (Koch 1973, p. 220), ihre Geschichte „weitgehend eine Geschichte wechselnder Ansichten, Lehrmeinungen und Vorstellungen darüber, was in den Naturwissenschaften und vor allem in der Physik nachzuahmen sei“ (ebd., p. 210 - Hervorhebung weggelassen). Auf jeden Fall korrumpt die selbstgemachte Vorschrift, die Psychologie sei an der Wissenschaft zu messen, die Verpflichtung, dass sie am Menschen zu messen ist. Eine Imitationswissenschaft muss „immer zum Ausweichen vor dem eigentlichen Forschungsgegenstand und zu seiner Herabwürdigung führen“ (ebd., p. 220). In der Psychologie besteht ein Gegensatz zwischen Wissenschaftlichkeit und Menschlichkeit.

Ich werde zeigen, dass in weiten Bereichen der Psychologie tatsächlich ein Gegensatz zwischen Wissenschaftlichkeit und Menschlichkeit besteht, dessen Ursache im cartesianischen Denken liegt, das die Psychologie mit ihrer Orientierung am Vorbild der klassischen Physik übernommen hat. Der Ver-

zucht auf die Konstituierung des eigenen Gegenstandes hat der Psychologie ein quasi-dingliches Modell des Menschen beschert, das wesentliche Merkmale eines aufklärerischen und humanistischen Menschenverständnisses ausser Kraft setzt. So auch die Tatsache, dass Menschen moralische Subjekte sind. Die Kritik am Cartesianismus ist daher eine wesentliche Voraussetzung, um der Psychologie den Anschluss an die Ethik zu ermöglichen. Die Ethik versteht den Menschen als handelndes Wesen. Im Modell der Handlung liegt daher ein Verständnis des Menschen, das die Zusammenarbeit von Psychologie und Ethik ermöglicht. Es lässt den Gegensatz von Wissenschaftlichkeit und Menschlichkeit auflösen.

Meine Ausführungen werden zwangsläufig begrenzten Charakter haben. Koch ist der Meinung, die Psychologie könne keine schlüssige Wissenschaft sein und "überhaupt kein zusammenhängender Gegenstand wissenschaftlicher Arbeit" (Koch 1973, p. 216). Ganz gewiss dürfe man nicht erwarten, die Psychologie werde jemals theoretisch kohärent sein. Es sei daher angemessener, von den "Psychologischen Studien" statt von der "Psychologie" zu sprechen (ebd., p. 220f.). Ich bezweifle, dass Koch in dieser Radikalität Recht hat (Herzog 1984a, p. 23f.), trotzdem beanspruche ich bei meinen Überlegungen keine Allgemeingültigkeit für "die" Psychologie.

Ich werde verschiedene Beispiele aus der Geschichte der Psychologie diskutieren. Dabei versuche ich nicht, einen Abriss der Entwicklung der Psychologie zu geben, denn die Beispiele sind aus systematischem, nicht aus historischem Anlass gewählt. Sie sind auch nicht repräsentativ für das Ganze der Psychologie, doch sie verweisen auf ein Problem der psychologischen Wissenschaft. Und um die Diskussion dieses Problems geht es mir.

### Psychologie als Wissenschaft der unmittelbaren Erfahrung

((2)) Die Wiege der wissenschaftlichen Psychologie steht im 19. Jahrhundert. Damals versuchten Forscher wie Herbart, Beneke, Fechner und Wundt dem Verdikt Kants zu entkommen, die Psychologie könne nie zur Wissenschaft werden, da ihr weder eine mathematische noch eine experimentelle Behandlung ihres Gegenstandes möglich sei. Eine empirische Seelenlehre müsse "jederzeit von dem Range einer eigentlich so zu nennenden Naturwissenschaft entfernt bleiben" (Kant 1983, p. 15). Herbart attackierte die eine Hälfte der Kantischen Skepsis, indem er die Mathematisierung des Psychischen vorantrieb. An der ablehnenden Haltung gegenüber dem Experiment hielt er jedoch fest. Es war Fechner, der das Experiment in die Psychologie einführte. Indem ihm das Psychische als eine direkte Funktion des Physischen erschien, glaubte er, Psychisches indirekt messen zu können, nämlich durch Manipulation der physischen Reize (Schreier 1979). Die "Psychophysik" erlaubte es, die Psychologie experimentell zu betreiben, was als Zeichen ihrer Wissenschaftlichkeit gewertet wird. Für Metzger jedenfalls ist Fechner der Begründer der Psychologie als exakter Wissenschaft (Metzger 1971, p. 341).

Das Experiment bildet auch in der Zeit nach Fechner das eigentliche Kriterium, an dem die Wissenschaftlichkeit der Psychologie gemessen wird. Wundt, nach Auffassung von Pongratz der wahre Begründer der Psychologie (Pongratz 1967, p. 99), fundierte diese ausdrücklich als experimentelle Wissenschaft. Das Experiment war ihm das "Haupt Hilfsmittel" der wissenschaftlichen Psychologie. Im Experiment "... entkleiden wir die Erscheinung aller der zufälligen Umstände, an die sie in der Natur gebunden ist. Durch das Experiment erzeugen wir die Erscheinung künstlich aus den Bedingungen heraus, die wir in der Hand halten. Wir verändern diese Bedingungen und verändern dadurch in messbarer Weise auch die Erscheinung" (Wundt 1863, p. vf.).

Das Experiment ist so wichtig, dass Wundt seine "physiologische Psychologie" deshalb so nennt, weil die Physiologie eine experimentelle Wissenschaft ist. "Das Attribut 'physiologisch' will nicht sagen, dass sie (die physiologische Psychologie, W.H.) die Psychologie auf Physiologie zurückführen wolle - was ich für ein Ding der Unmöglichkeit halte -, sondern dass sie mit physiologischen, d.h. experimentellen Hilfsmitteln arbeitet und allerdings mehr, als es in der sonstigen Psychologie zu geschehen pflegt, auf die Beziehungen der psychischen zu den physischen Vorgängen Rücksicht nimmt" (Wundt 1896, p. 21). Auf welchem anderen Weg, fragt Wundt, könnte die Psychologie die Sicherheit der Tatsachen finden "als auf demjenigen, welchen lange zuvor die Naturwissenschaft gegangen ist: auf dem Wege der Ergänzung und Berichtigung der subjektiven Wahrnehmung durch eine objektive experimentelle Beobachtung?" (Wundt 1906a, p. 188) Ausdrücklich heisst es, die Naturwissenschaft könne "als das früher ausgebildete Forschungsgebiet der Psychologie zum Vorbilde dienen" (Wundt 1914, p. 24 - meine Hervorhebung, W.H.).

((3)) Das Bemühen, sich in erster Linie methodisch zu begründen, ist bei Wundt eindrücklich zu beobachten. Wundt sieht alle Versuche, die Psychologie über einen spezifischen Gegenstand zu definieren, für überholt. Nur eine an die Metaphysik gebundene Psychologie wähle den Weg der Gegenstandsbestimmung, um sich zu konstituieren. Wissenschaften wie Physik, Chemie, Physiologie etc. könnten betrieben werden, ohne dass ein bestimmter metaphysischer Standpunkt eingenommen werde. Mit der Psychologie - soll sie "wirklich den Charakter einer voraussetzungslosen empirischen Wissenschaft haben" - darf es sich "nicht anders verhalten" (Wundt 1896, p. 22). Das Ideal der Voraussetzungslosigkeit führt dazu, gegenständliche Überlegungen zu disqualifizieren. Was die Psychologie von anderen Erfahrungswissenschaften unterscheidet, ist nicht ihr Gegenstand, sondern der "Standpunkt der Betrachtung" (ebd., p. 7). Eine "prinzipielle Verschiedenheit der psychologischen und der naturwissenschaftlichen Methoden" kann die Psychologie "nicht ... anerkennen" (Wundt 1914, p. 9).

Es darf nicht übersehen werden, dass das Experiment, auf dessen Grundlage Wundt die Psychologie aufbaut, auf der physikalischen Seite der psychophysischen Gleichung liegt. Das eigentlich Psychische wird nicht experimentell, sondern introspektiv erfasst. Psychisch ist das, was allein dem einzelnen Individuum zugänglich ist. "Der Mensch selbst, nicht



wie er von aussen erscheint, sondern wie er unmittelbar sich selber gegeben ist - er ist das eigentliche Problem der Psychologie" (Wundt 1919, p. 1 - meine Hervorhebung, W.H.). Folglich untersucht die Psychologie "den gesamten Inhalt der Erfahrung in seinen Beziehungen zum Subjekt und in den ihm von diesem unmittelbar beigelegten Eigenschaften" (Wundt 1914, p. 3). Ihr Gegenstand ist die "gesamte Erfahrung in ihrer unmittelbaren subjektiven Wirklichkeit" (ebd., p. 14 - im Original hervorgehoben). Auch wenn Wundt gelegentlich gegen die "innere Erfahrung" und die "Selbstbeobachtung" polemisiert (z.B. Wundt 1906a), so ist doch die Introspektion die eigentlich psychologische Methode. Die "innere Wahrnehmung" ist "nicht nur ein unerlässliches Hilfsmittel, sondern sogar das Fundament der ganzen Psychologie" (Wundt 1921, p. 430).

Experiment und Introspektion stehen bei Wundt keineswegs in oppositioneller Beziehung. Vielmehr hat das Experiment die Funktion, die Introspektion überhaupt zu ermöglichen. "Man bringt das Experiment in einen Gegensatz zur Selbstbeobachtung, während es eigentlich nur eine durch objektive Hilfsmittel verschärfte und streng genommen sogar erst ermöglichte Methode der Selbstbeobachtung ist" (Wundt 1921, p. 438). Es ist ein Mittel zur Regulierung und Kontrolle der Selbstbeobachtung. Wenn daher die Psychologie nicht durch ihren Gegenstand, sondern durch ihren "Standpunkt der Betrachtung" definiert ist, dann ist dieser Standpunkt derjenige der "unmittelbaren Erfahrung" (Wundt 1896, p. 25).

((4)) Wundt betont, die Psychologie handle von denselben Phänomenen wie die Naturwissenschaften. Es gibt keine einzige Naturerscheinung, die nicht unter einem veränderten Gesichtspunkt auch Gegenstand der psychologischen Untersuchung sein kann. "Ein Stein, eine Pflanze, ein Ton, ein Lichtstrahl sind als Naturerscheinungen Objekte der Mineralogie, Botanik, Physik usw. Aber insofern diese Naturerscheinungen zugleich Vorstellungen in uns sind, bilden sie ausserdem Objekte der Psychologie, die über die Entstehungsweise dieser Vorstellungen und über ihr Verhältnis zu andern Vorstellungen sowie zu den nicht auf äussere Gegenstände bezogenen Vorgängen, den Gefühlen, Willensregungen usw., Rechenschaft zu geben sucht" (Wundt 1914, p. 2). Da das Psychische unmittelbar erfahren wird, braucht es nicht konstruiert zu werden. Während Atome oder ein mathematischer Punkt begrifflich gedacht sind, werden ein Ton, ein Gegenstand oder ein Gefühl konkret erlebt und sind damit anschaulich gegeben (Wundt 1896, p. 23). Wundt erachtet daher die Übertragung der von den Naturwissenschaften geübten hypothetischen Begriffsbildung auf die Psychologie für unzulässig (ebd., p. 45). Die Psychologie hat es mit der Wirklichkeit zu tun, nicht mit Reflexionen über die Wirklichkeit (ebd., p. 64).

Trotz der Tatsache, dass Wundt die Psychologie in enger Anlehnung an die Naturwissenschaft begründet, weigert er sich, diese eine Naturwissenschaft zu nennen. Eher ist sie eine Geisteswissenschaft als eine Naturwissenschaft, nämlich die "allgemeinste Geisteswissenschaft" (Wundt 1914, p. 18) oder die "gegebene Grundlage der Geisteswissenschaften" (Wundt 1896, p. 28). Die Geisteswissenschaften sind als "Anwendungsgebiete der Psychologie zu betrach-

ten" (ebd., p. 25). Wundt hat sich dagegen gestraubt, die Psychologie von der Philosophie loszubinden. Er nannte die Psychologie "eine Teilwissenschaft der Philosophie und zugleich eine empirische Geisteswissenschaft" (Wundt 1913, p. 32)<sup>1</sup>.

((5)) Ist Wundts Bestimmung der Psychologie tatsächlich voraussetzungslos, wie er vorgibt?<sup>2</sup> Zunächst einmal fällt für Wundt der Begriff einer seelischen Tatsache mit demjenigen einer Bewusstseinstatsache zusammen. Gegenstand der Psychologie ist das Bewusstsein, und das einzige Ziel der experimentellen Psychologie ist die "exakte Beschreibung der Thatsachen des Bewusstseins" (Wundt 1883, p. 3). Wundts Definition des Psychischen hat nicht nur den Ausschluss des Verhaltens, sondern auch denjenigen des Unbewussten aus dem Interessengebiet der Psychologie zur Folge. "Da das 'Unbewusste' nicht der unmittelbaren Erfahrung angehört, so kann es auch kein Gegenstand der Psychologie sein" (Wundt 1896, p. 35)<sup>3</sup>. Mit der Reduktion des Psychischen auf Bewusstseinstatsachen tradiert Wundt die cartesiansche Unterteilung der Welt in eine unmittelbar gegebene Wirklichkeit des Geistes ("res cogitans") und eine mittelbar erschlossene Wirklichkeit des Körpers ("res extensa"). Wie Descartes die Existenz des Ichs als denkendes Wesen selbstvident ist, erachtet Wundt den psychologischen Gegenstand - im Gegensatz zum Gegenstand der Naturwissenschaften - für unmittelbar gegeben. Doch anders als Descartes, der den Geist für unteilbar hielt (Descartes 1971, p. 105), machte Wundt aus dem Bewusstsein ein Objekt der wissenschaftlichen Analyse. Die Erfahrungsinhalte, die den Gegenstand der Psychologie bilden, "sind unter allen Umständen Vorgänge von zusammengesetzter Beschaffenheit" (Wundt 1914, p. 31). Von da her stellen sich der psychologischen Forschung drei Aufgaben. "Die erste besteht in der Analyse der zusammengesetzten Vorgänge, die zweite in der Nachweisung der Verbindungen, welche die durch diese Analyse aufgefundenen Elemente miteinander eingehen, die dritte in der Erforschung der Gesetze, die bei der Entstehung solcher Verbindungen wirksam sind" (ebd.).

Offensichtlich bedient sich Wundt der analytisch-synthetischen Methode<sup>4</sup>, die Descartes in den "Regeln zur Ausrichtung der Erkenntniskraft" entwickelt hat (Descartes 1972). Bekanntlich hat Descartes seine Methode am Beispiel von Geometrie und Arithmetik begründet. Während die Physik, die Astronomie, die Medizin und alle anderen Wissenschaften, "die von der Betrachtung der zusammengesetzten Körper abhängen", zweifelhaft sind, enthalten die Arithmetik, die Geometrie und andere Disziplinen dieser Art, "die lediglich die einfachsten und allgemeinsten Dinge behandeln", etwas Sicheres und Unzweifelhaftes (Descartes 1971, p. 40). Deshalb besteht der richtige Vernunftgebrauch im Falle der wissenschaftlichen Erkenntnis darin, (1) etwas nur dann als wahr anzuerkennen, wenn es evidentermassen und zweifelsfrei als wahr gelten kann, (2) jedes Problem in so viele Teile zu zerlegen, wie es angeht und notwendig ist, (3) mit den einfachsten und am leichtesten erkennbaren Dingen zu beginnen, um so nach und nach zur Erkenntnis der zusammengesetzten vorzustossen, und (4) überall vollständige Aufzählungen und Übersichten anzufertigen, damit man sicher sein kann, nichts vergessen zu haben (Descartes 1960,

p. 31ff.).

Dass Wundt diesen cartesianischen Regeln folgt, zeigt sich daran, dass er die allgemeine Aufgabe der experimentellen Psychologie dahingehend bestimmt, den Inhalt unseres Bewusstseins in seine Elemente zu zerlegen, die Elemente in qualitativer und quantitativer Hinsicht zu untersuchen und ihre Koexistenz und Aufeinanderfolge zu ermitteln. "Es ist dies eine Aufgabe, welche durchaus parallel geht derjenigen, welche die experimentelle Physik in Bezug auf die äussere Erfahrung verfolgt. Auch die Physik zerlegt die Naturerscheinungen in ihre Bestandtheile, bestimmt die Eigenschaften der letzteren und ermittelt so genau als möglich ihre zeitlichen Verhältnisse" (Wundt 1883, p. 2). Nach der Bestimmung der elementaren Empfindungen und ihrer Verhältnisse besteht die weitere Aufgabe der Psychologie darin, den Wahrnehmungsprozess zu analysieren. Denn die Wahrnehmung setzt sich aus den Empfindungen zusammen. Sie schafft allererst eine Beziehung zwischen dem binnenseelischen Bewusstsein und der Aussenwelt. "Von der Empfindung erheben wir uns zur Sinneswahrnehmung. Wir betrachten sie als denjenigen psychischen Vorgang, durch welchen gewisse Verbände von Empfindungen auf äussere Objekte bezogen werden. Ich empfinde das Licht, das in mein Auge fällt, aber ich nehme die Sonne wahr, welche die Lichtstrahlen aussendet. Was unterscheidet hier die Wahrnehmung von der Empfindung? ... Die Wahrnehmung der Sonne besteht ... aus einer Summe von Lichtempfindungen" (Wundt 1906a, p. 202). Der Cartesianismus dieser Argumentation ist offensichtlich. Wundt folgt nicht nur den Regeln des Descartes, sondern auch seiner Unterteilung der Welt in Bewusstsein und Körper.

### Psychologie als Verhaltenswissenschaft

((6)) Als Bewusstseinstatsache ist das Psychische mit einem schweren Handicap belastet. Die unmittelbare Erfahrung ist per definitionem subjektiv. Kontakt zu seinen Empfindungen hat immer nur das empfindende Subjekt selbst. Damit erweist sich die Gegenstandsbestimmung der Bewusstseinspsychologie letztlich als unmöglich. Als subjektive Erfahrung ist das Bewusstsein dem wissenschaftlichen Zugriff entzogen. Es ist Teil einer Welt, die allein dem je einzelnen zugänglich ist. Es bildet eine Privatangelegenheit, die man nur von sich selber kennt. Damit ergibt sich für eine Wissenschaft eine ausweglose Situation, wie Bühler anschaulich schildert. "Jeder hat sein eigenes Ich und sein Gesichtsfeld der inneren Wahrnehmung, in das ihm kein Nachbar unmittelbar hineinschauen kann. So war die Psychologie ihrem Ausgangsgegenstand nach eine solipsistisch aufgebaute Wissenschaft" (Bühler 1978, p. 17).

Die Kritik an der Bewusstseinspsychologie setzte schon früh ein. Eine radikale Abkehr von ihren Prinzipien findet jedoch erst im amerikanischen Behaviorismus statt. Für die Behavioristen bildete die europäische Bewusstseinspsychologie einen Turm zu Babel, den die Introspektion zu verantworten hat, da sie die intersubjektive Kontrolle der psychologischen Forschung verunmöglicht. John Watson, der Begründer des Behaviorismus, wollte die noch junge Disziplin auf ein besseres Fundament stellen. Seiner Ansicht nach hatte es die

Psychologie versäumt, "sich in der Welt eine Stellung als unbestrittene Naturwissenschaft zu schaffen" (Watson 1968, p. 17 - meine Hervorhebung, W.H.). Den Grund sah Watson im metaphysischen Ballast, den die Bewusstseinspsychologie mit sich schleppte. Obwohl Wundt mit demselben Argument gegenständliche Überlegungen aus der Psychologie ausgeschlossen hatte, schien Watson die Bewusstseinspsychologie nicht voraussetzungslos genug zu sein. Das Bewusstsein hatte für ihn noch allzu sehr den Hauch der mittelalterlichen Seele. Soll die Psychologie zur Wissenschaft werden, muss sie Begriffe wie Empfindung, Wahrnehmung, Vorstellung, Wunsch, Absicht, Denken und Fühlen aus ihrem Vokabular streichen (ebd., p. 39). Wir müssen jeden Bezug auf das Bewusstsein aufgeben und dürfen uns nicht der Illusion hingeben, die Psychologie habe Bewusstseinszustände zu ihrem Gegenstand (ebd., p. 17).

Als "ein vollkommen objektiver, experimenteller Zweig der Naturwissenschaft" (Watson 1968, p. 13) bedarf Watsons Psychologie der Introspektion "genausowenig ... wie etwa Chemie und Physik" (ebd., p. 27). An die Stelle der Introspektion treten die in der Tierforschung erprobten Methoden der Konditionierung. Zwischen Mensch und Tier besteht keine Trennungslinie (ebd., p. 13). Einer anthropologischen Grundlegung bedarf die Psychologie nicht. Eine behavioristische Theorie "kann in den Begriffen Reiz und Reaktion, Gewohnheitsbildung, Gewohnheitsintegration usw. abgefasst werden" (ebd., p. 20). Ihr Gegenstand ist das Verhalten. Aus der Bewusstseinspsychologie Wundts ist unter Anleitung Watsons eine Verhaltenspsychologie geworden.

((7)) Obwohl der psychologische Gegenstand scheinbar gewechselt hat, haben die cartesianischen Regeln ungebrochene Gültigkeit. Wie Wundt das Bewusstsein, zerlegt Watson das Verhalten in seine Teile. "In each adjustment there is always both a reaction or response and a stimulus or situation which calls out that response" (Watson 1917, p. 337). Das Ziel der Psychologie ist "the ascertaining of such data and laws that, given the stimulus, psychology can predict what the response will be; or, on the other hand, given the response, it can predict the nature of the effective stimulus" (ebd. - im Original hervorgehoben). Das Verhalten ist nicht nur das einzige, womit sich die Psychologie zu befassen hat, es ist auch lückenlos determiniert. Der Mensch ist eine "organische Maschine" (Watson 1968, p. 267).

Watsons mechanistisches Verständnis des Menschen bildet nichts anderes als die Kehrseite des Wundtschen Menschenbildes. Wo für Wundt das Psychische in der Immanenz des Bewusstseins liegt, da sieht es Watson im objektiven, physikalisch messbaren Verhalten. Von der Metaphysik ist damit auch Watson nicht losgekommen. Denn tatsächlich reproduziert er einfach die andere Option, die der cartesianische Dualismus offenhält, sich den Menschen auszudenken. Watson sieht den Menschen als einen Teil der "res extensa". Das ist deshalb möglich, weil für Descartes die Trennung von "res cogitans" und "res extensa" mitten durch den Menschen hindurch geht. Der Unmittelbarkeit des Bewusstseins steht bereits die Mittelbarkeit des eigenen Körpers gegenüber (Descartes 1971, p. 47).



Als Körper ist der Mensch im Denken Descartes' ein Objekt wie ein anderes auch. Sein einziges Merkmal ist die Ausdehnung. Die Natur eines Körpers besteht "nicht in Härte, Gewicht, Farbe oder einer anderen sinnlichen Eigenschaft ..., sondern nur in seiner Ausdehnung in die Länge, Breite und Tiefe" (Descartes 1955, p. 32). So ist auch der menschliche Körper reine Ausdehnung (Descartes 1971, p. 98). Er lässt sich "als eine Art Maschine ansehen, die aus Knochen, Nerven, Muskeln, Adern, Blut und Haut zusammengepasst ist und auch ohne den Geist all die Bewegungen ausführt, welche jetzt unwillkürlich, also ohne den Geist, ablaufen" (ebd., p. 104 - meine Hervorhebung, W.H.). Die Körper erweisen sich durchwegs als mechanische Analoga. Denn Descartes' Physik ist reine Mechanik: "... es gibt in der Mechanik keine Gesetze, die nicht auch in der Physik gälten, von der sie nur ein Teil oder eine Unterart ist ..." (Descartes 1955, p. 245f.). Darin folgen ihm die Behavioristen, mit dem einzigen, wenn auch wesentlichen Unterschied, dass sie das Bewusstsein als kausale Größe leugnen.

((8)) Der Glaube an das Bewusstsein als einer determinierenden Kraft ist für Skinner, den wohl einflussreichsten Vertreter des zeitgenössischen Behaviorismus, ein Zeichen mythischen Denkens. Die Psychologen sind die Alchemisten unserer Zeit. Sie glauben an okkulte Kräfte, die aus dem Inneren der Seele aufsteigen und das menschliche Verhalten verursachen. Im Inneren vermuten sie einen Geist, der mit kausaler Macht versehen ist. Doch der Geist existiert genauso wenig wie die Geister. Der innere Mensch täuscht uns darüber hinweg, dass wir nicht in der Lage sind, Verhalten zu erklären: "... what we do not understand we attribute to autonomous man" (Skinner 1971, p. 49). Das Innere und der Geist sind ein Produkt unserer Unwissenheit.

Der Behaviorismus ist der hartnäckige Versuch, unser herkömmliches Bild des Menschen umzudrehen. "... behaviorism calls for probably the most drastic change ever proposed in our way of thinking about man. It is almost literally a matter of turning the explanation of behavior inside out" (Skinner 1974a, p. 274). In der Radikalität seiner Position sieht Skinner den Grund, weshalb er nicht besser verstanden wird. Sein Standpunkt ist nicht traditionell, und darin liegt das Problem. "To move from an inner determination of behavior to an environmental determination is a difficult step" (Skinner 1988, p. 487).

Die Externalisierung der Ursachen des Verhaltens hat die eigenartige Konsequenz, dass der Mensch als Gegenstand der Psychologie verschwindet. Und zwar verschwindet er nicht nur als autonomes Subjekt, er verschwindet überhaupt als Gegenstand der psychologischen Analyse. Denn die einzigen Begriffe, derer die experimentelle Verhaltensanalyse bedarf, sind "diskriminativer Reiz", "operante Reaktion" und "verstärkender Reiz" (Skinner 1974b, p. 18). Die Erforschung des operanten Verhaltens fragt nach den Reizen, die die Auftretenswahrscheinlichkeit einer Reaktion kontrollieren. Dabei ist keine Bezugnahme auf das sich verhaltende Lebewesen notwendig. Das Lebewesen ist bestenfalls Gastgeber seines Verhaltens. Wie im Gasthaus die Gäste, gehen im Lebewesen die Verhaltensweisen ein und aus. "... organisms ... have guests; ... the guests can come and go as

individuals" (Baer 1976, p. 89). Das Lebewesen ist der Ort eines heteronomen Geschehens.

Da der Organismus keine Rolle spielt, kann die psychologische Forschung mit irgendwelchen Lebewesen durchgeführt werden. Entscheidend sind ausschliesslich Überlegungen der Zweckdienlichkeit. Es ist einfacher, mit Tieren zu experimentieren als mit Menschen. Skinner hat denn auch das Rüstzeug der experimentellen Verhaltensanalyse nicht zur Analyse, sondern lediglich zur Interpretation menschlichen Verhaltens beigezogen. Bei dieser Interpretation entsteht erneut die paradoxe Situation, dass vom Menschen nicht die Rede sein kann. Alles, was der Behaviorist untersucht, ist Verhalten, und dieses steht auch beim Menschen unter der Kontrolle der Umwelt. Der Behaviorismus ist der irritierende Versuch, eine Psychologie zu begründen und dabei den Menschen auszuklammern. Man fühlt sich an Foucault verwiesen und seine Prophezeiung, der Mensch werde verschwinden "wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand" (Foucault 1974, p. 462). Nur ist bei Skinner das Ereignis bereits eingetreten.

((9)) Der Behaviorismus ist keine Wissenschaft vom Menschen. Er ist weder eine Geisteswissenschaft noch eine Humanwissenschaft, sondern - im strengen Sinn - eine Verhaltenswissenschaft. Allerdings sieht Skinner seine Psychologie in erster Linie als Naturwissenschaft. Er legitimiert seinen Antihumanismus ausdrücklich mit der Begründung der Psychologie als Wissenschaft. Würde die Psychologie dem Vorbild von Physik und Biologie folgen, so stünde es weit besser um ihre Wissenschaftlichkeit. "Physics and biology have come a long way, but there has been no comparable development of anything like a science of human behavior. ... Aristotle could not have understood a page of modern physics or biology, but Socrates and his friends would have little trouble in following most current discussions of human affairs" (Skinner 1971, p. 3). Unser Denken über den Menschen ist in aristotelischen Kategorien befangen. Wir haben noch nicht begriffen, dass wir Galilei und Newton folgen müssen, wollen wir die Psychologie zur Wissenschaft machen. Auch Skinner verspricht sich vom Vorbild der Physik die Grundlegung der Psychologie als Wissenschaft.

Mit Skinner lässt sich eindrücklich zeigen, wie sehr das Kriterium der "Wissenschaftlichkeit" auf Kosten des Kriteriums der "Menschlichkeit" geht. Wie für Watson fallen für Skinner Wissenschaftlichkeit und Mechanismus zusammen. Watson mag eine plumpere Vorstellung von der menschlichen Maschine gehabt haben als Skinner, aber eine Maschine ist der Mensch auch für Skinner. "Man is a machine in the sense that he is a complex system behaving in lawful ways ..." (Skinner 1971, p. 193). Der Unterschied von Mensch und Maschine besteht einzig darin, dass sie unterschiedlich gebaut sind. "Der eigentliche Unterschied liegt in der Zusammensetzung. Wollte eine Maschine menschliche Gefühle haben, müsste sie menschliche Dinge zum Fühlen haben. Um sich ihrer selbst so bewusst zu sein, wie sich ein Mensch seiner selbst bewusst ist, müsste eine Maschine das sein, dessen sich ein Mensch bewusst ist. Sie müsste wie ein Mensch gebaut sein und wäre selbstverständlich ein Mensch. Sie würde sich wie ein Mensch verhalten, und ihr Verhalten

würde Reaktionen auf sich selbst einschliessen, die so geartet wären, dass wir sie als bewusst bezeichnen würden" (Skinner 1974b, p. 243f.). Folglich ist der Mensch eine Maschine, "allerdings eine ungeheuer komplexe" (ebd., p. 244).

### Psychologie als Vermessung der Persönlichkeit

((10)) Der Cartesianismus führt im Falle der behavioristischen Psychologie zur Mechanisierung des Menschen und zu seiner Eliminierung als Subjekt. Während bei Wundt das cartesianische Denken die Hypostasierung des Bewusstseins zu einem binnenseelischen Geschehen zur Folge hatte, behandeln die Behavioristen das Bewusstsein als ein Epiphänomen und reduzieren den Menschen auf blosser Mechanik. Dieselbe reduktionistische und eliminative Tendenz findet sich in anderen Bereichen der Psychologie. Als Beispiel sei die Persönlichkeitspsychologie aufgegriffen. Das übliche Verfahren zur Datengewinnung in der Persönlichkeitspsychologie bilden die psychometrischen Tests. Die klassische Testtheorie bildet gegenüber der experimentellen Forschung eine methodische Alternative (Cronbach 1957). Ihr Vorgehen ist korrelativ, d.h. auf die Aufdeckung von Zusammenhängen und Ähnlichkeiten in Datenmustern ausgerichtet. Um das Gegenstandsverständnis der Persönlichkeitspsychologie zu untersuchen, ist daher zunächst auf die messtheoretischen Grundlagen der psychologischen Tests einzugehen.

Messen kann als Zuordnen von Zahlen zu Phänomenen nach Regeln definiert werden (Böhme 1976, p. 212f.; Coombs 1965; Kreppner 1975, p. 104ff.; Wottawa 1977, p. 53ff.). Die Phänomene bilden ein empirisches, die Zahlen ein numerisches Relativ. Sowohl das empirische als auch das numerische Relativ lassen sich durch Elemente, Mengen von Elementen und Relationen zwischen Elementen bzw. Mengen charakterisieren. Je nach dem was für Elemente und Relationen definiert sind, ergeben sich verschiedene Arten von Relativen. Messen ist die Abbildung eines exakt definierten empirischen auf ein exakt definiertes numerisches Relativ.

Die Schwierigkeit des Messens liegt darin, dass die Abbildung eines empirischen auf ein numerisches Relativ so erfolgen muss, dass die Struktur des empirischen Relativs erhalten bleibt. Alle numerisch gültigen Aussagen über das numerische Relativ müssen in empirisch gültige Aussagen über das empirische Relativ umgesetzt werden können und umgekehrt. Erst wenn diese Bedingung erfüllt ist, hat das Manipulieren mit Zahlen (Berechnung von Mittelwerten, Streuungen, Korrelationen etc.) einen Sinn, denn erst jetzt ist garantiert, dass einer numerischen Operation ein empirischer Sinn zukommt.

Der Messvorgang stellt somit zwei Probleme, nämlich erstens den Nachweis der Isomorphie (bzw. Homomorphie) der Abbildung (Repräsentationsproblem) und zweitens die Bestimmung des Grades, in welchem die Abbildung eindeutig ist (Eindeutigkeitsproblem). Die Lösung beider Probleme setzt voraus, dass das empirische Relativ bekannt ist (Bredenkamp & Graumann 1973, p. 61). Es ist sinnlos, "etwas zu messen und zu berechnen, was man noch nicht kennt" (Metzger 1976, p. 39). Nur wenn man weiss, was man messen will,

kann entschieden werden, inwiefern sich das empirische und das numerische System entsprechen und inwiefern die Messung eindeutig ist. Die Lösung des Eindeutigkeitsproblems definiert das Skalenniveau der Messung. Eine Skala ist demnach durch drei Komponenten bestimmt: Ein empirisches Relativ (E), ein numerisches Relativ (N) und eine Funktion (f), die E in N isomorph oder homomorph abbildet. Das Skalenniveau legt fest, für welche numerischen Operationen im empirischen Relativ Entsprechungen bestehen.

((11)) Die Definition des Messvorgangs zeigt unmittelbar die substantiellen Probleme der psychologischen Messung. Denn die Beantwortung der Frage, ob eine Zahlenzuweisung einen Messakt darstellt oder nicht, kann erst erfolgen, wenn der Bereich der empirischen Objekte konstituiert und die Art der Beziehung zwischen den Objekten theoretisch begründet worden ist (Kreppner 1975, p. 110). Jede wissenschaftliche Messung setzt eine Theorie über die empirisch beobachtbare Realität voraus. Die Stärke einer Skala ist eine Funktion der Stärke der ihr zugrunde liegenden Theorie. Psychologische Theorien aber sind unterentwickelt. Für die Konstituierung eines empirischen Relativs ist jedenfalls kaum eine psychologische Theorie ausreichend. Als Konsequenz davon finden sich in der Psychologie praktisch keine Instrumente, die einen fundamentalen Messvorgang ermöglichen (Bredenkamp & Graumann 1973, p. 64).

Die Diskussion des Messbegriffs zeigt, dass auch im Fall der korrelativen psychologischen Forschung eine voraussetzungslose Bestimmung des psychologischen Gegenstands nicht möglich ist. Das Verständnis vom Menschen entscheidet letztlich darüber, ob etwas und was psychologisch messbar ist. Ein Gegenstand, der sich numerisch nicht abbilden lässt, kann nicht gemessen werden, da er nicht quantitativ, d.h. als ein Verhältnis von Grössen bestimmt werden kann<sup>5</sup>. Der psychologische Messvorgang ist daher abhängig von zwei Schritten: Erstens von der Quantifizierung des Gegenstandsbereichs (des empirischen Relativs). Dies ist ausschliesslich eine Frage der Theorie und des in der Theorie implizierten Menschenmodells. Zweitens von der Metrisierung des Gegenstandsbereichs, d.h. der Bestimmung der Abbildrelation zwischen empirischem und numerischem Relativ<sup>6</sup>.

((12)) Faktisch übergeht auch die Persönlichkeitspsychologie den Schritt der Konstituierung (Quantifizierung) ihres Gegenstandes. Wie in der Bewusstseinspsychologie und im Behaviorismus wird die Psychologie allein methodisch begründet. Das Menschenbild bleibt somit weitgehend implizit, was sich am Beispiel der normativen Messtheorie, die den meisten psychologischen Tests zugrunde liegt, gut aufzeigen lässt. Die normative Messtheorie gibt ein Beispiel für die in der Psychologie übliche Messpraxis. Angesichts des Fehlens fundamentaler Masssysteme ist der Forscher auf "vereinbarte Messung" verwiesen, d.h. auf ein rein pragmatisch begründetes Messen. Da ihm keine Theorie zur Verfügung steht, die mit ausreichender Präzision sagen könnte, welches numerische System seinen Daten adäquat ist, weiss der Psychologe nicht wirklich, was für statistische Analysetechniken er anwenden darf. Psychologische Skalen enthalten daher notwendigerweise ein Moment der Willkür.



Bei der normativen Messung wird von einer Individuenstichprobe ausgegangen und versucht, über Werteverteilungen auf Dimensionen, die allen Individuen der Stichprobe gemeinsam sind, die einzelnen Individuen zu charakterisieren. Die Dimensionen (Eigenschaften wie Intelligenz oder Ängstlichkeit) transzendieren die Testpersonen, die lediglich als Punkte auf der Werteverteilung der Stichprobe auftauchen. Die Stichprobe fungiert als Bezugsgruppe und ihre Werteverteilung als Bezugsnorm, um das einzelne Individuum zu beurteilen.

Bei diesem Vorgehen gerät der Forscher zwangsläufig in ein Dilemma. Insofern zum Prozess der Messung gehört, ein numerisches Relativ zu suchen, auf das die Daten des Forschungsprozesses abgebildet werden können, bestimmt die Wahl des numerischen Relativs, wie die Datenstruktur zu behandeln ist. Insbesondere legt das numerische Relativ fest, welche Daten als wahr gelten können. Da jede Messung fehlerbehaftet ist, muss der Forscher in jedem Fall bestimmen, wo die Fehler seiner Messung liegen. Hat er keine Theorie zur Verfügung, die ihm sagt, welches die gültigen Messwerte sind, muss er sich anhand eines formalen Kriteriums entscheiden, welche seiner Daten wahr und welche falsch sind. Damit ist das Dilemma des Forschers umschrieben. "The problem of the social scientist, in blunt terms, is whether he knows what he wants or whether he wants to know" (Coombs 1965, p. 486).

In dem von Coombs benannten Dilemma liegt einer der Gründe für die faktische Vorherrschaft von (quantitativen) Intervallskalen in der Psychologie. Zwar ist das Messen auf Intervallniveau selten theoretisch gerechtfertigt, doch ebenso wenig wäre es eine Messung auf Ordinalniveau (Allerbeck 1978). Der Forscher ist in jedem Fall gezwungen, die Wahl seines Skalenniveaus zu begründen. Wie immer er sich entscheidet, das numerische Relativ, das durch die Skala definiert wird, belegt seine Daten mit einem bestimmten mathematischen Modell, das nicht aus der Wirklichkeit abgeleitet ist, sondern dieser auferlegt wird. Da diese Wahl selten theoretisch begründet werden kann, entscheidet sich der Forscher pragmatisch für ein ordinales Messniveau, da er dabei voraussetzungsvollere statistische Analyseprozeduren anwenden kann.

((13)) Trotzdem müssen auch "vereinbarte Messungen" gerechtfertigt werden. Wo nicht einfach intuitiv angenommen wird, dass ein bestimmtes Skalenniveau vorliegt, dienen die formalen Kalküle der psychometrischen Testtheorie dazu, die Messqualität der operationalisierten psychologischen Variablen zu bestimmen. Dabei wird von zwei Annahmen ausgegangen (Wottawa 1977, p. 68f.). Erstens gibt es zu jeder Messung einen "wahren" Wert, der das "eigentlich" interessierende Merkmal erfasst. Zweitens gibt es eine Zufallsvariable, die über jedes Individuum und jede Testaufgabe definiert ist, so dass jede einzelne Messung eine unabhängige Realisierung der Zufallsvariablen darstellt. Aus den beiden Annahmen lassen sich folgende Axiome herleiten: (1) Jeder Messwert setzt sich aus dem "wahren" Wert und einem Messfehler zusammen. (2) Der "Erwartungswert des Messfehlers" ist gleich Null, d.h. die einzelnen Messfehler treten rein zufällig auf. Daraus folgt: (3) Die Messfehler sind vom

"wahren" Wert unabhängig, und (4) sie sind voneinander unabhängig. Die Axiome unterstellen, dass die Bearbeitung einzelner Testaufgaben unabhängig voneinander erfolgt und dass die Fehler, die die Probanden dabei machen, sowohl von Proband zu Proband als auch von Aufgabe zu Aufgabe unabhängig voneinander sind.

Damit vertritt die klassische Testtheorie eine statische Konzeption des "wahren" Wertes. Theoretisch könnte ein und dasselbe Individuum mit einem Test unendlich viele Male gemessen werden, die Variabilität der Testwerte würde als Ausdruck des Messfehlers interpretiert, d.h. der Mittelwert der Verteilung der Messwerte wäre per definitionem der "wahre" Wert des Merkmals (Pawlik 1976, p. 25). Natürlich ist eine mehrmalige Messung desselben Individuums mit demselben Test praktisch nicht durchführbar, denn offensichtlich würde dabei die Varianz der Messwerte nicht bloss zufällig, sondern systematisch, nämlich durch Übungseffekte beeinflusst. Um daher den Messfehler zu schätzen, muss die klassische Testtheorie eine weitere Annahme machen<sup>7</sup>, nämlich die Fehlervarianz einer einzelnen Messung lasse sich über die Fehlervarianz der Messung der Individuenstichprobe, anhand der der Test entwickelt worden ist, bestimmen ("Standardmessfehler", Klapprott 1975, p. 79ff.).

Um ihre Axiome erfüllen zu können, ist die klassische Testtheorie auf eine Messung auf Intervallniveau angewiesen, denn nur Intervalldaten lassen sich linear transformieren, also in Mittelwerte und Standardabweichungen umsetzen. Die lineare Transformation der Messwerte ist für die Realisierung des normativen Messmodells, das der klassischen Testtheorie zugrunde liegt, wesentlich. Denn um die Testleistung des einzelnen Individuums mit der Leistung der Norm-Stichprobe zu vergleichen, ist es von Vorteil, über lineare Normen zu verfügen (Klapprott 1975, p. 60ff.). Damit ist eine weitere Annahme notwendig, nämlich die Normalverteilung der Messwerte. Auch diese Annahme wird selten theoretisch begründet, sondern aufgrund der formalen Prinzipien der Testtheorie postuliert.

Die Gültigkeit (Validität) eines Tests liegt darin, dass er einem intuitiv bestimmten Aussenkriterium entspricht<sup>8</sup>. Im allgemeinen wird der Test anhand seiner Voraussagekraft validiert, d.h. seine Gültigkeit bemisst sich danach, wie gut er in der Lage ist, ein bestimmtes Verhalten (das der gemessenen Eigenschaft entsprechen soll) vorherzusagen. Entspricht die Voraussage einem vereinbarten Standard, so wird die Testskala akzeptiert und das numerische Relativ, das der Skala unterliegt, als dem empirischen Relativ (der gemessenen Eigenschaft) entsprechend angenommen. Die Bestimmung der Validität eines Tests ist eine offensichtlich pragmatische Entscheidung und kann keine Skala im Sinne einer fundamentalen Messung begründen (Kreppner 1975, p. 111). Der Forscher hat damit keine Gewähr, dass die mathematische Axiomatik und das numerische System, die den Test definieren, eine Entsprechung in der psychischen Wirklichkeit haben. Jedenfalls kann er nicht sagen, welche Aspekte der getesteten Individuen vom Testmodell adäquat abgebildet werden.

((14)) Die psychologische Messtheorie zeigt anschaulich die

Theorieabstinenz eines Grossteils der psychologischen Forschung. Anstatt begrifflich zu klären, was ein bestimmtes psychologisches Konzept meint, wird es mittels ad hoc Überlegungen "operationalisiert", ohne dass Kriterien zur Verfügung stünden, die entscheiden liessen, welche Operationalisierungen für das Konzept wesentlich und welche unwesentlich sind (Chapman 1987, p. 121ff.; Holzkamp 1977, p. 7ff.). Trotzdem impliziert die psychometrische Testtheorie ein Modell des Menschen. Es handelt sich nicht um ein theoretisch begründetes, sondern um ein in den formalen Prinzipien der Testkonstruktion verstecktes, das deshalb aber keineswegs weniger real ist.

Die Axiome der klassischen Testtheorie umschreiben ein Menschenbild, das durch folgende Merkmale charakterisiert ist: (1) Der einzelne kann nur im Vergleich mit anderen erkannt werden. Jede Aussage über ein Individuum ist abhängig von der Kenntnis der Bezugsgruppe, mit der verglichen wird. (2) Individuen sind voneinander verschieden<sup>9</sup>. Der formale Apparat der klassischen Testtheorie erzwingt interindividuelle Differenzen<sup>10</sup>. Gleich verteilte Merkmale sind nicht erkennbar. (3) Die Persönlichkeit des einzelnen entsteht als Addition seiner Ausprägungen auf voneinander unabhängigen Eigenschaftsdimensionen. Das Individuum bildet eine Punktwolke im abstrakten Raum der interindividuellen Merkmale. Eine gegenseitige Beeinflussung der Eigenschaften kann - ausser als statistische Interaktion - nicht thematisiert werden. (4) Das Individuum wird statisch begriffen. Es zeigt keine Varianz in seinem Verhalten. Alle Variabilität, z.B. bei verschiedenen Applikationen desselben Tests, wird als Fehlervarianz ausgewiesen. Auch situative Faktoren gehen als Fehlervarianz in das Modell der klassischen Testtheorie ein. Die Testleistung ist das Resultat einer individuell verankerten, zeitkonstanten Eigenschaftskonstellation. (5) Schliesslich fehlt dem Menschenbild der klassischen Testtheorie das Moment der Reflexivität. Die Menschen werden als Objekte behandelt, deren Eigenschaften ausschliesslich von aussen festgeschrieben werden und keine Stellungnahmen der Betroffenen zu sich umfassen.

In gewisser Weise verfolgt auch die psychometrische Persönlichkeitspsychologie das Programm des Behaviorismus: die Begründung einer Psychologie, die den Menschen auspart<sup>11</sup>. Zwar ist der Mensch ihr Gegenstand. Doch dieser Mensch ist kein konkretes Individuum, sondern ein abstrakter Homunkulus, konstruiert mit den Mitteln der psychometrischen Datenanalyse. In bester cartesianischer Tradition zerlegen die Tests die menschliche Persönlichkeit in ihre Teile und erfassen möglichst exakt eine psychische Teilfunktion. Dabei verlieren sie die Ganzheit der Person aus den Augen.

((15)) Aber nicht nur die Ganzheit der Person, auch ihre Intentionalität wird von der psychometrischen Persönlichkeitspsychologie verfehlt. Das "Innere" des Menschen existiert nicht real, sondern ausschliesslich als hypothetisches Konstrukt<sup>12</sup>. Anschaulich zeigt sich dies bei Eysenck, für den die Persönlichkeit die fundamentale Einheit der Psychologie darstellt (Eysenck 1972, p. 7). Da es sich bei dieser Grundeinheit jedoch um ein nicht unmittelbar beobachtbares Konzept handelt, wird Watson in methodologischer Hinsicht

Recht gegeben. Unsere "primären Daten" sind Verhaltensweisen, und unsere Gesetze müssen sich auf beobachtbares Verhalten beziehen (ebd., p. 292). Eysencks Verständnis der Persönlichkeit geht kaum über die Ebene des Verhaltens hinaus. Bejaht eine Versuchsperson den Satz "Ich habe Angst, allein zu sein", dann wird dies nicht als introspektive Auskunft gewertet, sondern als ein Datum, dessen Bedeutung erst noch ausgemacht werden muss, und zwar dadurch, dass die Antwort der Versuchsperson mit dem typischen Antwortverhalten einer Bezugsgruppe (z.B. Neurotiker) verglichen wird, über deren psychische Beschaffenheit der Forscher Bescheid weiss. Das "primäre Datum" der Persönlichkeitspsychologie ist nicht die Angst, die sich eine Versuchsperson zuschreibt, sondern ihre verbale Äusserung der Angst. Die Äusserung ist ein objektives Datum, dessen Sinn ebenfalls objektiv erschlossen werden muss. Der Persönlichkeitspsychologe will mit seinen Probanden nicht sprechen; er will verbale Daten erheben. Er hört nicht, er beobachtet nur.

All dies zeigt, dass die reale Person, das konkrete Individuum in seiner Ganzheit und in seinem Selbstverständnis, aus der psychometrisch verfahrenen Persönlichkeitspsychologie ausgespart bleibt. An seiner Stelle steht ein konstruierter, statistischer Homunkulus, der lediglich in den abstrakten Dimensionen eines hypothetischen Eigenschaftsraumes existiert. Zu Recht fragte Rae Carlson vor einigen Jahren nach dem Verbleiben der Person in der Persönlichkeitspsychologie: "Where is the person in personality research?" (Carlson 1971) Der Mensch ist aus dem Gegenstandsbereich der Persönlichkeitspsychologie genauso verschwunden wie aus demjenigen des Behaviorismus<sup>13</sup>.

((16)) Die Auseinandersetzung mit drei Beispielen (verborgener) psychologischer Gegenstandsbestimmung sollte vor allem drei Punkte deutlich gemacht haben, erstens dass die Psychologie nicht voraussetzungslos sein kann, zweitens dass ein wesentlicher Teil ihrer Voraussetzungen anthropologischer Natur ist, d.h. unser Verständnis des Menschen betrifft, und drittens dass die Psychologie bisher ihre anthropologischen Voraussetzungen nicht ernsthaft genug reflektiert hat. Die Psychologie hat bei ihrem Bemühen, Wissenschaft zu sein, zu eifertig das Vorbild der klassischen Physik imitiert und dabei "die am meisten ins Auge fallende Eigenschaft der Physik, deren sichtbaren vorwiegenden Umgang mit Zahlen und mathematischen Formeln irrtümlich für das gehalten, was eine Naturwissenschaft wesentlich ausmacht" (Weizenbaum 1978, p. 213).

Kochs scharfes Verdikt, die Psychologie sei eine Imitationswissenschaft, ist nicht ohne Berechtigung. Wie die Beispiele zeigen, kann die Imitation der Physik höchst verschieden sein. Wie immer sie ausfällt, sie hat zur Folge, dass der Mensch in einem verzerrten Licht erscheint. Anders als Koch sehe ich den Grund dafür nicht in der imitierten Physik als solcher, sondern in der Erkenntnistheorie, die mit ihr verbunden ist. Diese Erkenntnistheorie ist im wesentlichen cartesisch. Mit dem Cartesianismus sind eine Reihe von Annahmen ontologischer und anthropologischer Natur verbunden, die die Verzerrung des psychologischen Gegenstandes zur Folge haben. Den Annahmen des Cartesianismus wird im folgenden nachgegangen.



### Cartesianische Erkenntnistheorie

((17)) Wie sehr der psychologische Gegenstand von der cartesianischen Trennung von Körper und Geist gezeichnet ist, haben wir bereits gesehen. Wundt und Skinner repräsentieren zwei Psychologieauffassungen, die beide ihre Wurzeln in der cartesianischen Zwei-Welten-Lehre haben. Ist dem einen der Geist Orientierungspunkt der psychologischen Analyse, ist es dem anderen der Körper. Der anthropologische Gegensatz von Körper und Geist ist unmittelbar mit dem erkenntnistheoretischen von Subjekt und Objekt verbunden. Denn das cartesianische Erkenntnissubjekt ist kein leibliches Subjekt, sondern ein reines Geistwesen. Die einzige Gewissheit des erkennenden Subjekts ist die Tatsache seiner geistigen Existenz. Dabei ist es kein bestimmter kognitiver Akt, der seine Existenz beweist, sondern der Vollzug des Denkens als solcher. Das Subjekt existiert, wenn und solange es denkt. Wie punktuell sich Descartes das Subjekt vorstellt, zeigt die folgende Stelle: "Ich bin, Ich existiere, das ist gewiss. Wie lange aber? Offenbar solange ich denke, denn es könnte ja auch der Fall sein, dass ich, wenn ich überhaupt nicht mehr denken würde, sogleich aufhörte zu sein" (Descartes 1971, p. 47).

Das Erkenntnissubjekt als reiner Moment und absoluter Punkt gedacht, ermöglicht es Descartes, sein Anliegen mit demjenigen des Archimedes in Verbindung zu bringen. "Nur einen Punkt, der fest und unbeweglich sei, verlangte Archimedes, um die ganze Erde von ihrer Stelle zu bewegen. Es eröffnet sich ebenfalls eine grosse Aussicht, wenn ich auch nur das Geringste finden werde, das gewiss und unerschütterlich ist" (Descartes 1971, p. 44). Descartes siedelt das Subjekt jenseits von Raum und Zeit an, wo es der Welt gegenüber treten und sie von der Stelle bewegen kann.

Damit sind zwei wesentliche Merkmale des cartesianischen Denkens angesprochen: sein Fundamentalismus und seine praktische Intention. Descartes will die wissenschaftliche Erkenntnis auf ein sicheres und unerschütterliches Fundament stellen. Alles, was auch nur den Schein eines Zweifels zulässt, soll aus dem Weg geräumt werden (Descartes 1971, p. 44). Das Paradigma der Gewissheit findet Descartes in der Mathematik, genauer: in Geometrie, Arithmetik und anderen Disziplinen dieser Art (vgl. ((5)))<sup>14</sup>. Wer den Weg zur Wahrheit sucht, der darf mit keinem Gegenstand umgehen, "über den er nicht eine den arithmetischen oder geometrischen Beweisen gleiche Gewissheit gewinnen kann" (Descartes 1972, p. 8).

((18)) Die Bedeutung der Geometrie für Descartes' Denken entspricht seinem Anspruch auf den archimedischen Punkt. Die Geometrie ist die Wissenschaft vom Raum, ihre Grundlage die räumliche Anschauung. Sie korrespondiert dem archimedischen Punkt, von dem aus es dem erkennenden Subjekt erlaubt ist, sich der Welt gegenüber zu stellen. In der absoluten Transzendenz der Welt kann diese objektiviert werden. Die Erkenntnisbeziehung wird im Modell des Seh-vorgangs erschlossen: als quasi-göttliche Schau auf das Wesen der Dinge. Tatsächlich ist das Auge der Distanzsinn par excellence. Es ist das dem Raum zugeordnete Sinnesorgan (im Gegensatz zum Ohr, das auf die Zeit bezogen ist). Ein

Überblick ist uns nur im Sehbereich möglich. Des weitern ist das Auge das Organ der Gleichzeitigkeit. Was wir sehen, ist uns quasi auf einen Blick gegeben. Die Zeitlichkeit des Erkenntnisprozesses bleibt beim Sehen ausgespart<sup>15</sup>. Die Dinge scheinen uns beim Sehen unmittelbar gegeben zu sein. Wenn daher Descartes die Geometrie zum Paradigma der wissenschaftlichen Erkenntnis macht, dann steht dies im unmittelbaren Zusammenhang mit seiner archimedischen Bestimmung des Erkenntnisproblems<sup>16</sup>.

Descartes scheint bei seiner Analyse des Erkenntnisprozesses von der rhetorischen Tradition der ars memorativa beeinflusst worden zu sein (Judovitz 1988, p. 26ff.; Yates 1966). Die Gedächtniskunst erlaubt es einem Redner, ohne die Hilfe eines Manuskripts die verschiedenen Punkte seines Vortrags präsent zu halten. Dazu lokalisiert er die Teile seines Gegenstandes metaphorisch in den Räumen eines Hauses. Seine Rede entspricht dann dem imaginären Durchgang durch das Haus der Erinnerung, wobei er gleichsam Schritt um Schritt aufgreift, was er sagen will. Die "Topoi" des Redners entsprechen den örtlich lokalisierten Gedanken seines Vortrags.

Diese mnemotechnische Kunst bildet nicht bloss ein Hilfsmittel zur Erinnerung des Wissens, das der Rede zugrunde liegt. Vielmehr definiert es das Gedächtnis und indirekt das Wissen selbst. Das Wissen hat räumlichen und visuellen Charakter, insofern es ein Gebäude darstellt. Der zeitliche Ablauf der Rede wird als räumliche Topographie vergegenwärtigt. Das Wissen steht in einem von der Zeit unberührten Raum<sup>17</sup>. Seine Struktur ist geometrisch-räumlich und lässt den Erkennenden als solitäres Subjekt verstehen, das einer solipsistischen Logik folgt.

((19)) Descartes' methodische Regeln sind somit nicht einfach neutrale Anweisungen, um einen x-beliebigen Gegenstand zu erkennen. Vielmehr sind sie insgeheim (auch) ein Mittel zur Konstituierung des wissenschaftlichen Gegenstands. Sie definieren Wissen als das, was vors Auge gebracht werden kann, was sich verräumlichen, visualisieren und vergegenständlichen lässt. Sie konstituieren den Gegenstand so, dass er der "beobachtenden Vernunft" (Moravia) zugänglich wird. Nicht zufällig ist für Descartes die physikalische Welt reine Ausdehnung ("res extensa") und das erkennende Subjekt - als ausdehnungslose "res cogitans" - kein Teil der Welt. Descartes endet bei dem, was der neuzeitlichen Wissenschaft einzig wesentlich scheint: die messbare Grösse. Seine Methode ist eine Methode zur Quantifizierung des wissenschaftlichen Gegenstands<sup>18</sup>. Die Natur ist ein ausgedehntes Konglomerat von Quantitäten. Zwischen einem Tier und einem Baum, einer Ameise und einem Stein gibt es keine qualitativen Unterschiede, sondern allein solche der Grösse. Das Erkenntnisobjekt besteht gleichsam aus einer mathematischen Projektion.

Descartes gesteht offen zu, er "(anerkenne) keine andere Materie der körperlichen Dinge ..., als in jeder Weise (omnimode) teilbare, gestaltbare und bewegliche, welche die Geometer als Grösse bezeichnen und zum Gegenstande ihrer Beweise nehmen" (Descartes 1955, p. 63 - meine Hervorhebung, W.H.). Des weitern sagt er, dass er in der Materie "nur diese Teilungen, Gestalten und Bewegungen beachte und

nichts an ihnen als wirklich anerkenne, was nicht aus jenen Gemeinbegriffen, an deren Wahrheit man nicht zweifeln kann, so klar abgeleitet wird, dass es als mathematisch bewiesen gelten kann" (ebd. - meine Hervorhebung, W.H.). Andere Prinzipien der Naturwissenschaft hält er "weder für zulässig noch für wünschenswert" (ebd.). Die Erkenntnis erfolgt "more geometrico". Dadurch lässt sich der archimedische Anspruch auf absolutes und gewisses Wissen einlösen. Descartes konstituiert den Gegenstand der wissenschaftlichen Erkenntnis so, dass er seinem Erkenntnisanspruch genügt.

((20)) Der Wunsch nach Erkenntnisgewissheit missachtet das Werden und die Zeit. Die Erkenntnis muss von aller Geschichtlichkeit gereinigt werden. Die Wahrheit soll unvermittelt, das Wissen unmittelbar sein. Tatsächlich bemüht sich Descartes darum, das Erkenntnissubjekt von jeder Mittelbarkeit zu befreien. Er will ein evidentes Kriterium der Wahrheit haben. Deshalb auch ist sein "cogito, ergo sum" kein logischer Schluss, sondern eine intuitive Einsicht, deren Wahrheit quasi blitzartig aufleuchtet. Jede Erkenntnis hat diesem Vorbild zu folgen. Da sich klar einsehen lässt, dass man, um zu denken, sein muss, kann als allgemeine Regel angenommen werden, "dass die Dinge, die wir ganz klar und deutlich begreifen, alle wahr sind" (Descartes 1960, p. 55). Deshalb bemüht sich Descartes, alles nicht unmittelbar Einsichtige aus dem Erkenntnisprozess zu eliminieren, auch das Gedächtnis, das ihm trügerisch scheint (Descartes 1971, p. 44).

Bei allem, was wir erkennen, ist danach zu fragen, "was wir in klarer und evidenter Intuition sehen oder zuverlässig deduzieren können; nur so nämlich erwirbt man Wissenschaft" (Descartes 1972, p. 9). Tatsächlich gibt es nur zwei Handlungen, "durch die wir ohne jede Furcht, uns zu täuschen, zur Erkenntnis der Dinge kommen können ...: die Intuition nämlich und die Deduktion" (ebd., p. 10). Unter Deduktion versteht Descartes all das, "was aus etwas anderem sicher Erkanntem mit Notwendigkeit erschlossen wird" (ebd., p. 11). Deduktive Schlüsse geschehen dann mit Notwendigkeit, wenn ihre einzelnen Glieder überblickbar sind. Sie müssen so erfolgen, dass "aus wahren und erkannten Prinzipien durch eine zusammenhängende und nirgendwo unterbrochene Tätigkeit des Denkens" deduziert wird, "nicht anders als wenn wir das letzte Glied einer langen Kette mit dem ersten zusammenhängend erkennen, obgleich unsere Augen nicht mit einem und demselben Blick auf alle Zwischenglieder, von denen jener Zusammenhang herrührt, achten" (ebd., p. 11f.). Die Deduktion wird der Intuition angenähert, indem sie mit einer Kette verglichen wird, deren Glieder "auf einen Blick" erfasst werden.

Bezeichnenderweise argumentiert Descartes sowohl im Falle der Intuition als auch im Falle der Deduktion mit visuellen Metaphern. Erneut dominiert das Auge den Erkenntnisprozess. Descartes will die Erkenntnis so darstellen, dass sie einem Akt des Sehens entspricht. Er meint, dass man "gerade aus dem Vergleich mit den Augen" erkenne, "wie man die geistige Intuition gebrauchen muss" (Descartes 1972, p. 30). Dieser Vergleich ist nicht nur erstaunlich angesichts Descartes' Geringschätzung der sinnlichen Erkenntnis, er zeigt

erneut, wie sehr das Ideal des archimedischen Punktes die cartesianische Erkenntnistheorie aufzuschliessen vermag. Das Auge, die Anschauung, das "Licht der Vernunft" (Descartes), der Überblick etc. bestimmen, wie wir uns die Erkenntnis vorzustellen haben. Damit gelingt es, die Zeitlichkeit des Erkennens und des Erkannten zu eliminieren. Das Einzige, was es zu geben scheint, ist der Augenblick. Leben im Augenblick bzw. Erkennen im Augenblick, ist Descartes' Devise (Judovitz 1988, p. 72f.)<sup>19</sup>.

Descartes ist aller Vermittlung durch Sinne, Gedächtnis, Sprache oder Tradition gegenüber skeptisch. Er kann diese Vermittlungen gerade deshalb so leicht ausblenden, weil er die Erkenntnis vom Sehen her aufschliesst. "Das Auge vergisst sich notgedrungen, wenn es sieht" (Plessner 1981, p. 406). Die Zurückweisung aller Vermittlung ermöglicht die Fundierung der wissenschaftlichen Erkenntnis und ihren Aufbau im Sinne eines wissenschaftlichen (propositionalen) Systems<sup>20</sup>. Das Erkennen hat einen Anfang. Es ist möglich, mit einer Wissenschaft zu beginnen. Damit rückt Descartes das Erkenntnissubjekt in eine göttliche Dimension. Denn wäre nicht der einzige, der etwas tatsächlich zu beginnen vermöchte, der Schöpfer-Gott der jüdisch-christlichen Tradition? Tatsächlich sieht Horst-Eberhard Richter in der cartesianischen Erkenntnistheorie einen "Gotteskomplex" verborgen. Der Befreiungsprozess des neuzeitlichen Menschen aus der Unmündigkeit und Passivität gegenüber Gott ist in sein Gegenteil umgeschlagen, "in die Identifizierung mit der göttlichen Allwissenheit und Allmacht" (Richter 1979, p. 23). Die grandiose Selbstgewissheit des rationalen Ichs tritt an die Stelle der Geborgenheit im idealisierten Gott.

((21)) Descartes lässt etwas von dieser Psychodynamik spüren, wenn er sich ins Verhältnis zu Gott setzt. Er meint, das Erkennen umfasse eine grössere Vollkommenheit als das Zweifeln (Descartes 1960, p. 55). Insofern er zweifle, sei er unvollkommen. Woher aber hat er überhaupt den Gedanken der Vollkommenheit? Da er selbst unvollkommen ist, scheint ihm, muss der Gedanke an ein vollkommenes Wesen von diesem selbst stammen (ebd., p. 57). Folglich schliesst Descartes auf die Existenz Gottes. Dann kommt ein eigenartiger Satz: "Denn wäre ich isoliert und unabhängig von allem anderen gewesen, so dass ich meinen geringen Anteil an der Vollkommenheit aus eigener Kraft hätte, so hätte ich aus demselben Grunde auch den ganzen Überschuss, von dem ich erkannte, dass er mir fehlte, aus eigener Kraft besitzen können und hätte so selbst unendlich, ewig, unveränderlich, allwissend, allmächtig sein und schliesslich all die Vollkommenheit besitzen können, von denen ich einsehen konnte, dass sie in Gott sind" (ebd.).

Eigenartig ist der Satz deshalb, weil Descartes unterstellt, dass er "isoliert und unabhängig von allem anderen" selbst "unendlich, ewig, unveränderlich, allwissend, allmächtig" sein müsste und ihm alle jene Vollkommenheit zukäme, die in Gott ist. Ist aber nicht das denkende Ich in seiner Selbstgewissheit genau in diesem unterstellten Sinne isoliert und unabhängig? Es mag zwar sein, dass Descartes mit dem "Ich" sich selbst meint und damit seine eigene Existenz relativiert. Doch bezogen auf das "Ich" des Cogito-Arguments ist in dem Satz alles andere als eine Relativierung des



Erkenntnissubjekts enthalten. Das erkennende Ich ist so eingeführt worden, dass es allein in Beziehung zu sich selbst existiert. Es steht ausserhalb von Raum und Zeit, ausserhalb der Welt, an der Stelle des archimedischen Punktes, der die Welt beherrschen und erschaffen lässt. Folglich trifft für das Erkenntnissubjekt all das zu, was Descartes von sich als existentiell dem Subjekt verneint. Das Erkenntnissubjekt ist "unendlich, ewig, unveränderlich, allwissend und allmächtig" und steht an der Stelle des Einen Gottes. Der Beweis der Existenz Gottes macht erst recht deutlich, wie vollkommen sich Descartes das erkennende Subjekt denkt.

So gesehen ist es nicht erstaunlich, dass die wissenschaftliche Erkenntnis mit hohen praktischen Erwartungen einhergeht. Der Anspruch auf die Erkenntnisgewissheit hat die Veränderung der Welt zum Ziel. Die cartesianische Wissenschaft begründet keine Theorie im antiken, kontemplativen Sinn des Wortes (theoria), sondern eine praktische Theorie. Sie führt nicht zur Veredelung des Menschen, sondern zur Beherrschung der Natur. Descartes schreibt, die Grundbegriffe der Physik, die er sich erarbeitet habe, hätten ihm gezeigt, "dass es möglich ist, zu Kenntnissen zu kommen, die von grossem Nutzen für das Leben sind, und statt jener spekulativen Philosophie, die in den Schulen gelehrt wird, eine praktische zu finden, die uns die Kraft und Wirkungsweise des Feuers, des Wassers, der Luft, der Sterne, der Himmelsmaterie und aller anderen Körper, die uns umgeben, ebenso genau kennen lehrt, wie wir die verschiedenen Techniken unserer Handwerker kennen, so dass wir sie auf ebendieselbe Weise zu allen Zwecken, für die sie geeignet sind, verwenden und uns so zu Herren und Eigentümern der Natur machen könnten" (Descartes 1960, p. 101). Haben wir die "ganze sichtbare Welt" erst einmal "nach Art einer Maschine beschrieben" (Descartes 1955, p. 236), vermögen wir sie auch dementsprechend umzubauen. Der archimedische Punkt wird nicht aus purer Neugier beansprucht, sondern zum Zwecke der Naturbeherrschung.

### Vom Mechanismus zur Handlung

((22)) Ich behaupte nicht, Descartes habe das letzte Wort gesprochen, was die Analyse der wissenschaftlichen Erkenntnis anbelangt. Die Geschichte der Philosophie seit Descartes bietet eine Vielzahl von Versuchen, den wissenschaftlichen Erkenntnisprozess anders zu begreifen. Trotzdem ist Descartes von zentraler Bedeutung. Er verkörpert das Vorgehen der modernen Psychologie, nämlich die methodische Begründung der wissenschaftlichen Erkenntnis. Dabei orientiert sich bereits Descartes an einem Vorbild: dem Vorbild der Mathematik. Auch seine Wissenschaft ist Imitationswissenschaft. Und wie die Psychologie die Konstituierung ihres Gegenstandes ausblendet, vernebelt Descartes die Tatsache, dass er den Gegenstand der Physik so konstituiert, dass er seiner Methode entspricht. Wenn die Psychologie viele Väter hat (Pongratz 1967, p. 87), dann muss Descartes ihr Erzvater sein. Seine Bestimmung der wissenschaftlichen Erkenntnis hatte Erfolg. Noch heute glauben nicht wenige Psychologen, die eigene Disziplin voraussetzungslos begründen zu können, wenn sie nur möglichst getreu dem Vorbild der klassischen Physik folgen.

Die methodische Orientierung an der Naturwissenschaft führt aber keineswegs zu einer voraussetzungslosen Begründung der Psychologie, sondern zu einer cartesianischen Anthropologie, die unbemerkt den psychologischen Gegenstand bestimmt. Der Cartesianismus ist in der Erkenntnistheorie verborgen, die der naturwissenschaftlichen Methodik inhärent, eine Methodik, die auf einen spezifischen Gegenstand zugeschnitten ist. Die neuzeitliche Wissenschaft war lange Zeit im emphatischen Sinne Naturwissenschaft, nämlich Wissenschaft der (dinglichen) Natur. Die Natur bereitet einer cartesianischen Erkenntnistheorie weniger Probleme als der Mensch<sup>21</sup>. Denn die Natur scheint dem erkennenden Subjekt tatsächlich gegenüber zu stehen<sup>22</sup>. Sie kann scheinbar von aussen betrachtet werden, aus der Distanz des raum- und zeitenthobenen archimedischen Punktes.

Was aber, wenn der Mensch zum Gegenstand der wissenschaftlichen Erkenntnis wird? Kann eine Humanwissenschaft als Naturwissenschaft betrieben werden? Im Rahmen einer cartesianischen Erkenntnistheorie wird auch der Mensch zu einem Teil der gegenständlichen Natur. Und die Erkenntnis des Menschen weckt dieselben Erwartungen wie die Erkenntnis der dinglichen Natur. Das spezifische Gegenstandsverständnis, auf das Descartes' Regeln zugeschnitten sind, wird zur impliziten Anthropologie, die den psychologischen Gegenstand bestimmt. Wird die Psychologie zur Wissenschaft, indem sie die klassische Physik imitiert, erscheint ihr der Mensch - ob gewollt oder nicht - im Lichte eines "technischen Erkenntnisinteresses" (Habermas).

((23)) Genau genommen bildet die cartesianische Anthropologie ein Doppelmodell, entsprechend der dualistischen Ontologie, die ihr zugrunde liegt. Der Mensch erscheint als "empirisch-transzendente Dublette" (Foucault 1974, p. 385), bestehend aus Geist, der nicht von dieser Welt ist, und Körper, der Teil der ausgedehnten Dinge ist. Ryle (1969) spricht vom "Gespenst in der Maschine", denn die Welt des Körpers wird von Descartes im Modell der Maschine erschlossen, und der Geist hat in seiner Unfassbarkeit etwas Schemenhaftes an sich. In der Psychologie verursacht das cartesianische Doppelmodell einen "mystery-mastery complex" (Bakan 1965), da der Dualismus im Rahmen einer Erfahrungswissenschaft in seine Teile zerfällt. Der Wissenschaftler beansprucht die geistige und transzendente Seite des Modells für sich; seinem Gegenstand weist er die mechanische und empirische Seite zu. Das Subjekt erweckt den Eindruck des Mysteriösen, da es frei, unabhängig und rational scheint, das Objekt dagegen zeigt sich als manipulierbar, denn es ist determiniert, abhängig und irrational. Forscher und Forschungsgegenstand verkörpern die beiden Seiten des cartesianischen Doppelmodells.

Letztlich handelt es sich beim "mystery-mastery complex" (Bakan) und beim "Gotteskomplex" (Richter) um denselben neurotischen Kern einer cartesianischen Wissenschaft. Die Angst des Menschen vor Ohnmacht und Unsicherheit treibt ihn dazu, in der wissenschaftlichen Erkenntnis jene Sicherheit und Geborgenheit zurückzugewinnen, die er beim Eintritt in die Moderne verloren hat. Die Psychodynamik des cartesianischen Subjekts führt zu einer Psychologie vom göttlichen Standpunkt. Die Erkenntnis kann nur genügen,

wenn sie sich ihres Gegenstandes vollumfänglich zu versichern vermag. Das Ideal ist ein Wissen, das den Menschen synthetisieren lässt. Skinner bringt diesen Anspruch anschaulich zum Ausdruck, wenn er meint, die Kenntnis der Bedingungen dessen, was wir Verstärkung nennen, müsse es uns erlauben, "das Verhalten eines Organismus fast beliebig zu formen" (Skinner 1974c, p. 247). Es ist als vermöchten wir etwas nur dann zu erkennen, wenn wir es analog einer Maschine herstellen können.

Heute liegt der Schatten des Cartesianismus auf der kognitiven Psychologie. Ich nehme die kognitive Psychologie zum Anlass, um meine Kritik am Cartesianismus psychologischer Theorien zu systematisieren und die Konturen einer Alternative zur cartesianischen Anthropologie zu entwerfen.

((24)) Miller, Galanter und Pribram, die die "kognitive Wende" der Psychologie eingeläutet haben, sprechen davon, dass der Mensch "als ein System der Informationsverarbeitung neu begriffen werden kann" (Miller, Galanter & Pribram 1973, p. 59). Die kognitive Psychologie versteht den Menschen als ein informationsverarbeitendes System, das nach Regeln Daten transformiert. Neisser verwendet den Begriff der Kognition für all jene Prozesse, "durch die der sensorische Input umgesetzt, reduziert, weiter verarbeitet, gespeichert, wieder hervorgeholt und schliesslich benutzt wird" (Neisser 1974, p. 19). Im Hintergrund dieser Gegenstandsbestimmung steht das Modell des Computers. "Die Aufgabe eines Psychologen, der die menschliche Kognition verstehen will, ist analog derjenigen eines Menschen, der entdecken will, wie ein Computer programmiert ist" (ebd., p. 22). Analog zum Programmanalysierer möchte der Kognitionspsychologe einen Bericht geben "über die Art, in der sich Information im Menschen fortpflanzt" (ebd., p. 24)<sup>23</sup>.

Der Computer ist nichts anderes als die neueste Version des Maschinenmodells. Ein Computer ist eine "Rechenmaschine" oder besser: eine Maschine zur Manipulation von Symbolen. Computer sind universelle Maschinen, aus denen durch Programmierung beliebige spezielle Maschinen gemacht werden können. Es sind die Programme, die den Computer als (Turing-)Maschine definieren. Die logische Beschreibung einer Turing-Maschine verlangt keine Spezifizierung ihrer physischen Grundlage. Damit ergibt sich erstmals die Möglichkeit, den menschlichen Geist als Maschine zu rekonstruieren.

Bezeichnenderweise wurde die kognitive Psychologie in dem Moment salonfähig, als der Computer das Bewusstsein der Wissenschaftler in Beschlag genommen hatte (Gardner 1985, passim; Neisser 1979, p. 16). Miller, Galanter und Pribram vergleichen die Kognitivisten vor der Computerrevolution mit den Vitalisten in der Biologie, die keinen Mechanismus angeben konnten für das, was sie behaupteten. "Heute kann man ... kein solches Argument mehr gegen die kognitiven Psychologen ins Feld führen. Nach langem gibt es jetzt Maschinen, die kompliziert genug sind, alles das zu tun, wovon die kognitiven Theoretiker gesprochen haben" (Miller, Galanter & Pribram 1973, p. 46). Der Behaviorist ist nicht mehr der einzige, der einen greifbaren Mechanismus nennen kann, um seine Behauptungen zu untermauern. "Auch einem

kognitiven Theoretiker steht es heute frei, ein wohlangesehener Materialist zu werden, wenn er dies ... anstrebt" (ebd.).

Insofern die Ebene der Programmierung ("software") von der Ebene der Elektromechanik ("hardware") unabhängig ist, führt die Computermetapher zur Bewusstseinspsychologie zurück. Tatsächlich sind die Annahmen, die den Arbeiten über menschliche Informationsverarbeitung zugrunde liegen, denjenigen der introspektiven Psychologie höchst ähnlich (Neisser 1979, p. 17). Zu Recht nennt Gardner Descartes "perhaps the prototypical philosophical antecedent of cognitive science" (Gardner 1985, p. 50). Die Maschine, die bei Descartes und im Behaviorismus zur Erschließung der Körperwelt diente, wird von den Kognitivisten zur Analyse des menschlichen Geistes verwendet<sup>24</sup>. Die Bewusstseinspsychologie scheint allein deshalb gescheitert zu sein, weil sie noch nicht über den Computer als Modell zur Konstituierung ihres Gegenstandes verfügte.

((25)) Die Vorzüge des Computers als Denkinstrument liegen in seiner Explizitheit. Die Programmierung einer "Denkmaschine" zwingt zu logischem Denken (im Sinne der klassischen, zweiwertigen Logik). Das Funktionieren des Programms ist der Beweis für die Genauigkeit der analytischen Erkenntnis. Doch die Vorzüge des Computers als Denkinstrument sind zugleich seine Nachteile als Modell des Menschen. Computer zwingen dazu, das Funktionieren des menschlichen Geistes als "effektives Verfahren" zu begreifen (Weizenbaum 1978, p. 94ff.). Den Anspruch auf Effektivität zeigt die Forderung von Miller, Galanter und Pribram, jede vollständige Verhaltensbeschreibung müsse so weit gehen, "dass sie als Folge von Instruktionen dienen kann" (Miller, Galanter & Pribram 1973, p. 25). Sie muss die Charakteristika eines Planes haben, den die Autoren mit einem Computerprogramm gleichsetzen.

Wenn ein Programm die Funktionsweise eines Verhaltens explizit macht, dann ermöglicht dessen Kenntnis die Herstellung des Verhaltens. Was wir als "effektives Verfahren" verstehen, erlaubt uns zu erklären, wie es gemacht wird. Wie Skinner bringen Miller, Galanter und Pribram diese Überzeugung deutlich zum Ausdruck: "Die Schaffung eines Modells ist der Beweis für die Klarheit der Einsicht. Wenn wir eine Sache so gut verstanden haben, dass wir sie uns selber bauen können, muss unser Verständnis fast perfekt sein" (Miller, Galanter & Pribram 1973, p. 50). Unser Verständnis ist dann so perfekt, wie das cartesianische Erkenntnissubjekt perfekt ist. Und wer behauptet, etwas zu verstehen, ohne einen Kalkül zu dessen Realisierung angeben zu können, wird zum Musterbeispiel eines Ignoranten.

Als anthropologische These führt der Anspruch auf Explizitheit dazu, alles was Menschen tun als Ausdruck von Wissen oder Anwendung von Wissen zu begreifen. Weizenbaum sieht hierin die entscheidende Frage. Die Frage, was ein Computer leisten kann, ist letztlich die Frage, was wir ihm an Wissen beibringen können (Weizenbaum 1978, p. 105). Wobei Wissen propositionales und formalisiertes Wissen meint. Es geht um explizites Wissen, das vom Wissenden ablösbar ist.



((26)) Doch nicht alles Wissen ist explizit. Es gibt "implizites Wissen" (Polanyi), das vom Wissenden nicht ablösbar ist. Insbesondere das Wissen über uns selbst ist nicht im strikten Sinne explizit. Auch schaffen wir Wissen über uns durch unser Verhalten uns selbst gegenüber. Die Möglichkeit, sich zu sich selbst in ein Verhältnis zu setzen, ist eine genuin menschliche Seinsmöglichkeit. Genau dadurch konstituieren wir uns als Personen. Menschen können sich zum Objekt ihres Interesses machen und "Wünsche zweiter Stufe" haben (Frankfurt 1981). Sie können sich wünschen, bestimmte Wünsche zu haben, d.h. ein so und so gearteter Mensch zu sein. Sie können ihr epistemisches Selbstverhältnis zum Anlass einer Selbstpraxis nehmen und selbst zum Gegenstand ihrer Handlungen werden. Dadurch unterwerfen sich Menschen einer "starken Wertung" (Taylor 1977). Eine starke Wertung liegt dann vor, wenn wir uns nicht bloss situativ entscheiden, etwas Bestimmtes zu tun, sondern wenn wir uns entscheiden, ein Mensch sein zu wollen, der sich derart entscheidet. Starke Wertungen betreffen uns als Personen und konstituieren uns als moralische Subjekte.

Es ist offensichtlich, dass die Maschinenmetaphorik die Moralität des Menschen untergräbt. Maschinen können keine "Wünsche zweiter Stufe" haben, und sie können sich nicht zum Objekt "starker Wertungen" machen. Es ist nur konsequent, wenn die Behavioristen bestreiten, dass der Mensch verantwortlich ist für das, was er tut (Skinner 1971, p. 71).

((27)) Die Maschine depotenziert den Menschen aber nicht nur als Person, sondern auch als Lebewesen. Menschen stehen bereits als Lebewesen in Beziehung zu sich selbst. Für Lebewesen ist charakteristisch, dass sie eine Grenze als Eigenschaft haben. Sie grenzen sich voneinander ab und stehen in einem Verhältnis zu sich (Plessner 1981, p. 303ff.). Ihre Grenze ist wesentlich für ihre Identität, auch wenn sie sich ihres Selbst nicht bewusst sind<sup>25</sup>. Die Grenze einer Maschine dagegen ist wie diejenige eines Steines für deren Identität unwesentlich. Maschinen haben keinen Körper, zu dem sie sich in ein Verhältnis setzen.

Die Aussparung der Körperlichkeit aus dem Bild des Menschen hat erneut zur Folge, dass das Wissen zum ausschliesslichen Charakteristikum des Menschen wird. Menschen scheinen keine Empfindungen zu haben. Im Unterschied zu Erkenntnissen, die objektiv sind, haben Empfindungen subjektiven Charakter. Es sind - im Sinne Wundts - unmittelbare Erfahrungen. Beim Empfinden dringt die Welt auf uns ein, während wir sie im Erkennen auf Distanz halten (Straus 1978, p. 329). Descartes, der die Erkenntnis auf ein sicheres Fundament stellen wollte, missachtete bezeichnenderweise die Empfindungen. Sie wurden dem Körper zugeschlagen und aus dem Subjektbegriff ausgeschlossen (Bassler 1988, p. 19f.; Straus 1978, p. 2ff.). Die Computermetapher kolportiert dieses Merkmal der cartesianischen Erkenntnistheorie. Computer empfinden nicht; sie haben keine Gefühle. Selbst wenn sie Verzweiflung, Scham oder Liebe simulieren könnten, wären sie nicht in der Lage, diese Gefühle zu haben (Weizenbaum 1978, p. 265).

Die Körperlichkeit kann nicht ohne gravierende Verkürzungen unseres Verständnisses vom Menschen übergangen wer-

den. Es gibt Dinge, die Menschen "wissen", weil sie einen Körper haben (Weizenbaum 1978, p. 276f.). Als Empfindende sind wir Teil der dinglichen Welt, die uns unmittelbar affiziert. Empfindungen sind daher kein Gegenstand des Wissens. Ebensowenig sind sie ein Gegenstand des Zweifels. Es lässt sich nicht beweisen, dass wir Empfindungen und einen Körper haben. Unsere Körperlichkeit ist eine Voraussetzung dafür, dass sich überhaupt etwas beweisen lässt.

((28)) Der Depersonalisierung und Entkörperlichung des Menschen entspricht seine Dekontextualisierung. Das Wissen des Computers ist "reines" Wissen, ohne kontextuelle Relativität. Auch diesbezüglich fällt die kognitive Psychologie auf die Position der Bewusstseinspsychologie zurück. Während im Behaviorismus das Verhalten ausschliesslich situativ begriffen wird, sucht die Kognitionspsychologie nach binnenseelischen Kompetenzen. Sie folgt dem Druck des Denkens sub specie machinae. Denn Maschinen sind nicht situiert. Zwar stehen sie in einem physikalischen Raum, dieser ist ihnen aber "gleichgültig", da sie nicht intentional auf ihn bezogen sind. Deshalb können Computer auch nicht im emphatischen Sinne intelligent sein<sup>26</sup>. Denn Intelligenz meint die Fähigkeit, sich mit neuen Situationen auseinanderzusetzen zu können.

Die Dekontextualisierung des Menschen, die die Maschinenmetapher mit sich bringt, zeigt sich anschaulich am Beispiel der Sprache. Die Sprache war für Descartes ein sicheres Indiz dafür, dass sich der Mensch nicht integral mechanisieren lässt. Man kann sich nicht vorstellen, dass eine Maschine "die Worte auf verschiedene Weisen zusammenordnet, um auf die Bedeutung alles dessen, was in ihrer Gegenwart laut werden mag, zu antworten, wie es der stumpfsinnigste Mensch kann" (Descartes 1960, p. 93). Eine Maschine bedarf für jede besondere Handlung einer besonderen Einrichtung, "was es unwahrscheinlich macht, dass es in einer einzigen Maschine genügend verschiedene Organe gibt, die sie in allen Lebensfällen so handeln liessen, wie uns unsere Vernunft handeln lässt" (ebd.). Sprache und Vernunft lassen uns situativ das Rechte tun.

Die strategische Bedeutung der Sprache für das Verständnis des Menschen scheint von Miller, Galanter und Pribram anerkannt zu werden. Denn die Verhaltensanalyse hat ihrer Ansicht nach in Analogie zur Sprachanalyse vorzugehen. "Auf dem Gebiet des Sprachverhaltens haben die Psychologen kaum je gezögert, auch molare Einheiten wie 'Wörter' oder sogar 'Bedeutungen' zu verwenden, auch wenn jeweils nur eine Lautreihe - die akustische Darstellung der beabsichtigten Phoneme - wahrgenommen wird. Genau gleich sollten im nichtsprachlichen Verhalten Einheiten anerkannt und ebenso vielseitig beschrieben werden" (Miller, Galanter & Pribram 1973, p. 23). Doch die "Einheiten" der Sprache scheinen für Miller, Galanter und Pribram ausschliesslich aus Phonetik, Syntax und Semantik zu bestehen. Von der Pragmatik des Sprechens ist nicht die Rede.

Die Pragmatik betrifft das menschliche Handeln. Handlungen haben eine zeitliche Struktur und sind damit nicht im cartesianischen Sinne theorethisierbar (Herzog 1988). Der Ge-

brauch einer Kompetenz ist nicht gleichermassen als "effektives Verfahren" darstellbar wie diese selbst. Denn damit würden die variablen Bedingungen des Handelns "eingefroren" und die Pragmatik in Syntax aufgelöst. Sobald Menschen von ihrer Kompetenz Gebrauch machen, ist eine andere als die cartesianische Art von Theorie gefragt.

Der Ausschluss der Pragmatik aus dem Verständnis des Menschen ist die direkte Folge des Denkens in den Kategorien der Computermetapher. Maschinen fehlt eine praktische Vernunft. "They are 'existentially' stupid in that they cannot cope with specific situations" (Dreyfus 1979, p. 201). Die Praxis einer Maschine muss in ihre Theorie eingebaut werden. Für Menschen dagegen ist der Unterschied von Theorie und Praxis von konstitutiver Bedeutung. In den Humanwissenschaften findet sich das Theorie-Praxis-Problem nicht erst auf der Ebene der "Sozialtechnologie", sondern bereits auf der Ebene des Gegenstandes (Herzog 1986). Diese gegenständliche Seite des Theorie-Praxis-Problems wird von der Maschinenmetapher ausgeblendet. Sie ermöglicht die Fiktion eines "Menschen an sich", der in präfigurierten und standardisierten Situationen lebt. Eingespannt in die situativen Bedingungen seiner Existenz, fehlt ihm die Fähigkeit, mit Situationen umzugehen<sup>27</sup>.

((29)) Der klassische Theoriebegriff, den die cartesianische Erkenntnistheorie tradiert, ist auf Ewigkeit bezogen (Picht 1974). Er verschafft sich in der Maschinenmetapher gegenständliche Bedeutung, indem er den Menschen zu einem zeitlosen Wesen macht. Er ist all dem gegenüber blind, was im menschlichen Leben Veränderlichkeit, Unbestimmtheit, Neuheit etc. ausmacht. Deshalb sollte nicht die Sprache zum Modell menschlichen Verhaltens gemacht werden, sondern das Gespräch. Die Praxis des Sprechens ist gegenüber der Theorie der Sprache immer unterbestimmt. Ein Gespräch, auf das wir uns einlassen, ist eine Situation von hoher Ungewissheit. Wir können nicht - im strengen Sinn - vorher-sagen, wie es verläuft, wohin es uns führt, und was es uns bringt. Trotzdem weist ein Gespräch eine Ordnung auf. Es ist regelgeleitet. Aber nicht in dem Sinn, dass die Regeln unsere Äusserungen determinierten. Ein Gespräch bringt Neues, doch das Neue, das sich ereignet, liegt nicht auf der Ebene der Sprache ("langue"), sondern auf derjenigen des Sprechens ("parole").

Sprechen ist sprachliches Handeln. Handlungen verweisen auf Subjekte. Das vermittelnde Glied zwischen Wissen (Kompetenz) und Praxis (Performanz) ist das menschliche Subjekt. Die Praxis des Handelns schafft einen "Spielraum des Verhaltens" (Waldenfels), der nicht durch anonyme und dekontextualisierte Regeln erschlossen wird, sondern allein durch die menschliche Subjektivität.

Die Handlung ermöglicht die Konstruktion eines Gegenmodells zur cartesianischen Anthropologie<sup>28</sup>. Sie bringt all das zurück, was Descartes aus dem Bild des Menschen ausschliessen wollte: den Körper, die Zeit, die Situation (den Kontext) und das Subjekt (die Person), mit einem Wort: die Mittelbarkeit des menschlichen Daseins. Leben in der Unmittelbarkeit war der Traum Descartes', es ist auch der Traum der Behavioristen, und es ist der Traum der "cogni-

tive science". Depersonalisiert, entleiblicht und dekontextualisiert hat der Mensch ausgedient als Vermittler zwischen Wissen und Handeln, zwischen sich selbst und der Welt.

Zuständig für Vermittlungen ist die Hermeneutik<sup>29</sup>. Was die Maschinenmetapher daher ausblendet, ist die hermeneutische Dimension der menschlichen Seinsweise. Diese entspricht dem "esprit de finesse", den Pascal gegen Descartes' "esprit de géométrie" angeführt hat. Während der Geist der Geometrie alles nach Prinzipien und Ableitungen behandelt, meint der Geist der "Feinheit" das intuitive Urteil. Der "esprit de finesse" liegt ausserhalb dessen, was eine Maschine kann<sup>30</sup>.

### Der Primat der praktischen Vernunft

((30)) Die Kritik am Cartesianismus besteht nicht darin, das analytische Denken zurückzuweisen. Es geht allein darum, die Verbindung von Denken und Weltbild ins Bewusstsein zu heben, eine Verbindung, die bei Descartes im Unklaren bleibt. Descartes blendete vollkommen aus, dass seine Regeln auf ein Weltbild zugeschnitten sind, das vom Modell der Maschine erschlossen wird. Wo wir es mit einem Gegenstand zu tun haben, der sich der Machinalisierung widersetzt - und ein solcher ist der Mensch -, da kann das cartesianische Denken nicht ohne Abstriche angewandt werden. Denken ist immer Denken im Rahmen eines Weltbildes bzw. - wie im Falle der Psychologie - im Rahmen eines Menschenbildes.

Es geht auch nicht darum, die partielle Berechtigung des Maschinenmodells zu bestreiten. Verfehlt ist der fundamentalistische Anspruch der cartesianischen Erkenntnistheorie, nämlich die These, alles Wissen sei explizit und die Welt lasse sich objektivieren wie ein Gegenstand in der Welt. Die Welt kann nicht im selben Mass objektiviert werden wie ein Teil der Welt. Unser Verständnis der Welt ist zuallererst ein gelebtes Verständnis. Es hat praktischen, nicht theoretischen Charakter. Wie Wittgenstein deutlich macht, führt die Begründung unseres Wissens irgendwann zur Feststellung unserer existentiellen Bedingtheit. Hat sich eine Argumentation erschöpft, so stossen wir auf Fels. "Ich bin dann geneigt zu sagen: 'So handle ich eben'" (Wittgenstein 1971, p. 110). Zwar begründen wir unsere Regeln mit Bezug auf andere Regeln. Doch irgendwann kann unsere Übereinkunft nicht mehr durch weitere Regeln begründet werden. Dann bleibt uns nichts anderes als zu sagen: "So ist eben dieses Sprachspiel" (Wittgenstein 1979, p. 23). Es gibt einen (vorläufig) letzten Grund, der nicht selbst wieder begründet werden kann. Dieser liegt in unserer Lebensform. "Das Hinzunehmende, Gegebene - könnte man sagen - sind Lebensformen" (Wittgenstein 1971, p. 263).

Unsere ursprüngliche Bezogenheit auf Welt ist eine der "Einstimmung" (Patterson 1987, p. 176). Wir werden praktisch in die Welt eingeführt. Diese Praxis geht der theoretischen Reflexion voraus. Wittgenstein verweist auf den reflexiv nicht einholbaren Hintergrund menschlichen Lebens. Wir können uns selbst nicht vollkommen durchsichtig machen, wie dies der archimedische Standpunkt Descartes' beansprucht. Wir können nicht alles - im cartesianischen



Sinne - begründen, was wir tun. "Das Wissen gründet sich am Schluss auf der Anerkennung" (Wittgenstein 1979, p. 99). Was wir schliesslich einfach hinnehmen müssen, ist unser Leben.

((31)) Die Annahme, der Mensch lasse sich wie eine Maschine verstehen, ist keine empirische Hypothese, auch keine durch Argumente eingeführte Voraussetzung, sondern ein Axiom, dessen Wahrheit durch die methodische Orientierung der Psychologie an der klassischen Physik implizit für gültig erachtet wird. Etwas weniger zurückhaltend formuliert, handelt es sich dabei um ein Vorurteil, das durch die methodische Orientierung der Psychologie an der Physik entstanden ist. Ich behaupte also, dass die Orientierung der Psychologie an der klassischen Naturwissenschaft ein Bild wissenschaftlicher Rationalität erzeugt hat, das in der Methodik den Kern der Wissenschaftlichkeit sieht. Dabei wird übersehen, dass die (klassische) naturwissenschaftliche Methode auf einen bestimmten Gegenstand zugeschnitten ist, der des weitern auf bestimmte Weise konstituiert worden ist, nämlich als Maschine, so dass die vermeintliche Voraussetzungslosigkeit der Psychologie insgeheim zur Objektivierung ihres Gegenstandes als Quasi-Maschine geführt hat.

Das cartesianische Modell des Menschen stellt einen Anachronismus dar. Es stammt aus einer Zeit, da die Kriterien der Wahrheit in göttlicher Schau, göttlicher Schöpfung und göttlicher Allwissenheit gesucht wurden. Die Wissenschaft musste die Stelle der Religion einnehmen. Folgen wir Freud, dann wurzelt die Religion im Bedürfnis des Menschen nach Schutz und Sicherheit. Mit der Abkehr vom religiösen Weltbild und der Etablierung des wissenschaftlichen Denkens ist die beschützende Funktion der Religion an die Wissenschaft übergegangen. Descartes wollte Erkenntnis, die auf einem sicheren Fundament errichtet ist, und er wollte Wissen, das die Natur beherrschen und kontrollieren lässt. Dieses religiöse Motiv ist noch in der heutigen Wissenschaft nachweisbar. Insofern sie dem Denken sub specie machinae verpflichtet ist, versucht sie, dem Wunsch nach absoluter Sicherheit zu entsprechen. Denn die Maschine verkörpert ein "Ideal der Naturordnung" (Toulmin), das die Erwartungen einzulösen verspricht, die seit dem "Tod Gottes" (Nietzsche) auf die Wissenschaften gerichtet sind. Im Bereich der Technik steht der Mensch einer Welt gegenüber, die er nicht nur überblicken kann, sondern die er auch geschaffen hat. Doch was im Bereich der Technik wahr ist, braucht es anderswo nicht zu sein<sup>31</sup>.

Unser Verständnis von Wissenschaft ist so sehr mit dem Anspruch auf Beherrschung unserer Lebensbedingungen verbunden, dass wir uns eine andere Art von Wissenschaft kaum vorstellen können. Befangen von "cartesischer Angst" (Bernstein 1983), machen wir den Menschen - wird er zum Gegenstand der Wissenschaft - zu einem beherrschbaren Apparat. Weshalb aber brauchen wir den Menschen zu beherrschen? Wollten wir nicht die Natur beherrschen, und zwar als Menschen?

((32)) Die Abkehr von der cartesianischen Begründung der wissenschaftlichen Erkenntnis zwingt uns dazu, unser Erkennen im Horizont unserer "Lebenswelt" zu verankern. Wir

erkennen als leibliche, geschichtliche und soziale Wesen (Herzog 1987), d.h. als Handelnde, mit allen Grenzen, die dem menschlichen Handeln auferlegt sind. Damit besteht eine Symmetrie im Verhältnis von Erkenntnissubjekt und Erkenntnisobjekt. Der "mystery-mastery complex" (Bakan) löst sich auf, die "empirisch-transzendente Dublette" (Foucault) verschwindet<sup>32</sup>. Das Modell des Handelns führt zu einer Psychologie vom irdischen Standpunkt.

Ich behaupte nicht, das Verständnis des Menschen als Handelnder sei wahr und dasjenige des Menschen als Maschine falsch. Denn damit würde ich den cartesianischen Anspruch auf Fundierung der psychologischen Erkenntnis weiter tradieren. Unser Erkennen ist notgedrungen fragmentarisch und konstruktiv. Dadurch, dass wir uns ein Modell des Menschen machen, konstituieren wir den Gegenstand unserer Disziplin. Wie das Beispiel Descartes' zeigt, ist die wissenschaftliche Methode nicht voraussetzungslos. Und so wie sie von Descartes begründet worden ist, vermengt die Erkenntnistheorie methodische und gegenständliche Voraussetzungen. Wenn wir einen wissenschaftlichen Gegenstand konstituieren, dann können wir dies nur mit Hilfe von Argumenten tun (Herzog 1984a, 1987). Das Modell des Menschen als Handelnder basiert auf dem Argument, dass das cartesianische Erkenntnisprogramm überzogen ist und implizit zu einer Modellierung des Menschen führt, die ihn seiner Menschlichkeit entfremdet.

Die Menschlichkeit des Menschen liegt nicht zuletzt in seiner Moralität. Der Mensch ist ein Wesen, das für sein Handeln Verantwortung tragen kann. Die grösste Gefahr, die uns von der Maschinenmetaphorik droht, besteht in der Liquidierung unserer selbst als moralische Subjekte. Das moralische Subjekt ist dem erkennenden Subjekt vorgeordnet. Denn um einen wissenschaftlichen Gegenstand zu konstituieren, müssen wir eine Reihe von Entscheidungen treffen. Die Tatsache, dass die wissenschaftliche Erkenntnis von Entscheidungen abhängig ist, bedeutet keine Auslieferung der Wissenschaft an den Relativismus. Es geht um nichts anderes als um eine Neuinterpretation der Kantischen These vom Primat der praktischen gegenüber der theoretischen Vernunft (Stegmüller 1979, p. 125). Wie Wittgenstein sagte, beruht unser Wissen auf Anerkennung. Die Anerkennung in Gegenseitigkeit aber ist das Grundprinzip der Moral.

### Anmerkungen

\* Ich danke Herrn Prof. Dr. E.H. Witte für kritische Bemerkungen zu einer früheren Fassung dieser Arbeit.

1 Andernorts nennt Wundt die Psychologie "die Vermittlerin zwischen den Natur- und Geisteswissenschaften" (Wundt 1906b, p. 6).

2 Der Vollständigkeit halber sei angemerkt, dass Wundt neben der experimentell verfahrenen "physiologischen Psychologie" eine rein auf Beobachtung basierende "Völkerpsychologie" begründet hat. Während die erste der "Analyse der einfachsten psychischen Vorgänge" dient, hat die zweite die "Untersuchung der höheren psychischen Vorgänge und Entwicklungen" zum Ziel (Wundt 1914, p. 30).

3 Wundt verweist das Unbewusste in die Physiologie, wo es allein wissenschaftlich näher definiert werden könne (Wundt 1896, p. 35).

4 Vgl. auch Bassler 1988, p. 97f. und 99f.

5 Ich sehe von der Möglichkeit qualitativer Messungen (Nominal- und Ordinalskalen) ab. Das Gesagte gilt aber analog auch für nicht-quantitative Messungen (vgl. unten).

6 Zu den Begriffen "Quantifizierung" und "Metrisierung" vgl. Böhme (1976).

7 Allerdings handelt es sich dabei lediglich um eine Spezifizierung der zweiten formalen Annahme (Zufallsvariable).

8 Ich sehe von der Konstruktvalidierung ab, die allerdings das hier dargestellte Problem lediglich verschiebt.

9 Dies ist die Voraussetzung einer jeden differentiellen Psychologie. Sie bestimmt letztlich die Wahl der korrelativen - im Gegensatz zur experimentellen - Forschungsmethodik (vgl. Cronbach 1957).

10 Das Kriterium der "Trennschärfe" ist auf dieses Ziel zugeschnitten. "Unter sonst gleichen Bedingungen ist von zwei Tests desselben Merkmals jener vorzuziehen, der zwischen den Personen (schärfer) trennt (diskriminiert)" (Pawlik 1976, p. 28).

11 Tatsächlich bringen die psychometrischen Tests die in der zeitgenössischen Psychologie weit verbreitete Haltung des "methodologischen Behaviorismus" zum Ausdruck.

12 D.h. in genau dem Sinne, wie es von Wundt zurückgewiesen wurde.

13 Natürlich gibt es auch im Bereich der Persönlichkeitspsychologie Gegen Tendenzen (z.B. William Stern, Gordon W. Allport, Hans Thomae). Es geht mir jedoch - wie in der Einleitung bemerkt - nicht um historische Gerechtigkeit, sondern um die Diskussion eines systematischen Problems.

14 Die Mathematik war bis weit in die Neuzeit hinein in erster Linie Geometrie. "In den Tagen Platons war die Geometrie die wichtigste mathematische Disziplin, und noch im Zeitalter Goethes bezeichnete man oft den Mathematiker als 'Geometer'" (Meschkowski 1973, p. 143).

15 Das gilt natürlich nicht im physiologischen Sinn, denn tatsächlich beruht auch das Sehen auf Sehbewegungen.

16 Natürlich führt das Vorbild des geometrischen Denkens zumindest bis zu Platon zurück. Die Bedeutung Platons für die Entstehung der neuzeitlichen Wissenschaft ist verschiedentlich hervorgehoben worden, soll uns hier aber nicht weiter beschäftigen.

17 Ein Beispiel aus der neueren Wissenschaftstheorie gibt die "Dritte Welt" Poppers.

18 In dem Sinne, wie wir den Begriff bei der Diskussion der psychometrischen Testtheorie eingeführt haben.

19 Wie sehr in der Tradition unseres erkenntnistheoretischen Denkens das Auge den Erkenntnisprozess erschließt, zeigt auch Wittgensteins "Tractatus", wo es ganz cartesianisch heisst, das Subjekt gehöre nicht zur Welt, sondern sei eine Grenze der Welt (5.632). Und weiter: "Wo in der Welt ist ein metaphysisches Subjekt zu merken? Du sagst, es verhält sich hier ganz, wie mit Auge und Gesichtsfeld" (5.633). "Das Ich des Solipsismus schrumpft zum ausdehnungslosen Punkt zusammen, und es bleibt die ihm koordinierte Realität" (5.64).

20 D.h. als Wissenschaft im Sinne des "statement view".

21 Ich sehe hier von der nach-klassischen Physik ab (vgl. z.B. Dürr 1988).

22 Dass dies keineswegs "natürlicherweise" so ist, zeigt die Tatsache, dass die Naturwissenschaft erst im 16./17. Jahrhundert entstanden ist.

23 Neisser hat die Computermetapher später selbst eingehend kritisiert und eine ökologisch valide Psychologie gefordert (Neisser 1979, p. 17).

24 Es kann daher nicht erstaunen, dass sich Behavioristen wie Skinner als vehemente Kritiker der kognitiven Psychologie hervorgetan haben.

25 Die Elimination qualitativer Unterschiede zwischen toter und lebender Materie ist die direkte Folge der integralen Quantifizierung der Natur, wie

sie Descartes' Reduktion der Aussenwelt auf "res extensa" zugrunde liegt.

26 Wie der Terminus "artificial intelligence" unterstellt (Gardner 1985, ch. 6).

27 Insofern sind psychologische Kompetenztheorien, da sie ein dekontextualisiertes, zeitenthobenes Individuum voraussetzen, nicht in der Lage, konkretes Verhalten zu erklären (Herzog 1982).

28 Auch für Groeben (1986) liegt der Schlüssel zur Überwindung des dualistischen Denkens in der Psychologie im Begriff der Handlung. Aufgrund meiner Ausführungen sollte deutlich geworden sein, dass es sich bei der Zuwendung der Psychologie zum Handlungsmodell um ein nicht-cartesisches Handlungsmodell handeln muss. Die Kritik, die ich in einer früheren Arbeit an psychologischen Handlungstheorien formuliert habe, betrifft diese insofern als sie auf cartesianische Positionen zurückfallen (Herzog 1984a, p. 145ff.).

29 Hermes - von dem die Hermeneutik etymologisch ihre Herkunft hat - war der Götterbote, der die Botschaften der Götter den Menschen übermittelte und übersetzte.

30 Es sei auch an dieser Stelle angemerkt, dass die Diskussion in diesem Abschnitt nicht zum Ziel hatte, den aktuellen Stand der kognitiven Psychologie darzustellen. Tatsächlich hat die Entwicklung innerhalb der "cognitive science" viele der Kritikpunkte, die ich hier vorgetragen habe, selbst hervorgebracht, so dass Gardner geradezu von einem "computational paradox" sprechen kann. "Paradoxically, the rigorous application of methods and models drawn from the computational realm has helped scientists to understand the ways in which human beings are not very much like these prototypical computers" (Gardner 1985, p. 44).

31 Die im Motto dieser Arbeit gestellte Frage mag hier ihre Antwort finden: Wir suchen nach Mechanismen, um unser Bedürfnis nach Sicherheit in einer unsicheren, säkularisierten Welt zu befriedigen.

32 Das heisst nicht, dass der Mensch verschwindet, wie Foucault prophezeite. Es verschwindet lediglich der Mensch als cartesianisches Subjekt. Aber Foucault scheint genau dies gemeint zu haben.

## Literatur

Allerbeck, K.R.: Messniveau und Analyseverfahren - Das Problem "stritiger Intervallskalen", in: Zeitschrift für Soziologie 1978 (7), p. 199-214.

Baer, D.M.: The Organism as Host, in: Human Development 1976 (19), p. 87-98.

Bakan, D.: The Mystery-Mastery Complex in Contemporary Psychology, in: American Psychologist 1965 (20), p. 186-191.

Bassler, W.: Ganzheit und Element - Zwei kontroverse Entwürfe einer Gegenstandsbildung in der Psychologie. Göttingen: Hogrefe 1988.

Bernstein, R.J.: Beyond Objectivism and Relativism - Science, Hermeneutics, and Praxis. Philadelphia: University of Pennsylvania Press 1983.

Böhme, G.: Quantifizierung - Metrisierung. Versuch einer Unterscheidung erkenntnistheoretischer und wissenschaftstheoretischer Momente im Prozess der Bildung von quantitativen Begriffen, in: Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie 1976 (6), p. 209-222.

Bredenkamp, J. & C.F. Graumann: Möglichkeiten und Grenzen mathematischen Verfahrens in den Verhaltenswissenschaften, in: H.-G. Gadamer & P. Vogler (eds.): Neue Anthropologie, Bd. 5. Stuttgart: Thieme 1973, p. 51-93.

Bühler, K.: Die Krise der Psychologie. Frankfurt: Ullstein 1978.

Carlson, R.: Where Is the Person in Personality Research? in: Psychological Bulletin 1971 (75), p. 203-219.

Chapman, M.: Inner Processes and Outward Criteria: Wittgenstein's Importance for Psychology, in: M. Chapman & R.A. Dixon (eds.): Meaning and the Growth of Understanding. Berlin: Springer 1987, p. 103-127.



- Coombs, C.H.: Theory and Methods of Social Measurement, in: L. Festinger & D. Katz (eds.): *Research Methods in the Behavioral Sciences*. New York: Holt, Rinehart & Winston 1965, p. 471-535.
- Cronbach, L.J.: The Two Disciplines of Scientific Psychology, in: *American Psychologist* 1957 (12), p. 671-684.
- Descartes, R.: *Die Prinzipien der Philosophie*. Übersetzt und erläutert von A. Buchenau. Hamburg: Meiner 1955.
- Descartes, R.: *Discours de la Méthode - Von der Methode des richtigen Vernunftgebrauchs und der wissenschaftlichen Forschung*. Übersetzt und herausgegeben von L. Gäbe. Hamburg: Meiner 1960.
- Descartes, R.: *Meditationen über die Erste Philosophie*. Übersetzt und herausgegeben von G. Schmidt. Stuttgart: Reclam 1971.
- Descartes, R.: *Regeln zur Ausrichtung der Erkenntniskraft*. Übersetzt und herausgegeben von L. Gäbe. Hamburg: Meiner 1972.
- Dreyfus, H.L.: *What Computers Can't Do - The Limits of Artificial Intelligence*. New York: Harper & Row 1979 (Revised Edition).
- Dürr, H.-P.: *Das Netz des Physikers - Naturwissenschaftliche Erkenntnis in der Verantwortung*. München: Hanser 1988.
- Eysenck, H.J.: *Psychology is about People*. Harmondsworth: Penguin 1972.
- Foucault, M.: *Die Ordnung der Dinge - Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Frankfurt: Suhrkamp 1974.
- Frankfurt, H.G.: Willensfreiheit und der Begriff der Person, in: P. Bieri (ed.): *Analytische Philosophie des Geistes*. Königstein: Hain 1981, p. 287-302.
- Gardner, H.: *The Mind's New Science - A History of the Cognitive Revolution*. New York: Basic Books 1985.
- Groeben, N.: Handeln, Tun, Verhalten als Einheiten einer verstehend-erklärenden Psychologie - Wissenschaftstheoretischer Überblick und Programmentwurf zur Integration von Hermeneutik und Empirismus. Tübingen: Francke 1986.
- Herzog, W.: Die beschränkte Brauchbarkeit der Theorie Lawrence Kohlbergs zur Erklärung moralischen Verhaltens, in: *Bildungsforschung und Bildungspraxis* 1982 (4), p. 55-72.
- Herzog, W.: Modell und Theorie in der Psychologie. Göttingen: Hogrefe 1984.
- Herzog, W.: Die Vermittlung von Theorie und Praxis im Lichte erkenntnistheoretischer und anthropologischer Kritik - Ein Modell der Anwendung pädagogischen Wissens, in: *Pädagogische Rundschau* 1986 (40), p. 311-336.
- Herzog, W.: Wissenschaft und Wissenschaftstheorie - Versuch einer Neubestimmung ihres Verhältnisses am Beispiel der Pädagogik, in: *Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie* 1987 (18), p. 134-164.
- Herzog, W.: Pädagogik als Fiktion? - Zur Begründung eines Systems der Erziehungswissenschaft bei Wolfgang Brezinka, in: *Zeitschrift für Pädagogik* 1988 (34), p. 87-108.
- Holzkamp, K.: Die Überwindung der wissenschaftlichen Beliebigkeit psychologischer Theorien durch die Kritische Psychologie (Teil I), in: *Zeitschrift für Sozialpsychologie* 1977 (8), p. 1-22.
- Judovitz, D.: *Subjectivity and Representation in Descartes - The Origins of Modernity*. Cambridge: Cambridge University Press 1988.
- Kant, I.: *Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft*, in: ders.: *Werke in sechs Bänden*. Herausgegeben von W. Weischedel. Bd. 5, p. 7-135. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1983.
- Klapprott, J.: *Einführung in die psychologische Methodik*. Stuttgart: Kohlhammer 1975.
- Koch, S.: Psychologie und Geisteswissenschaften, in: H.-G. Gadamer & P. Vogler (eds.): *Neue Anthropologie*, Bd. 5. Stuttgart: Thieme 1973, p. 200-236.
- Kreppner, K.: *Zur Problematik des Messens in den Sozialwissenschaften*. Stuttgart: Klett 1975.
- Meschkowski, H.: *Mathematik als Grundlage - Ein Plädoyer für ein rationales Bildungskonzept*. Stuttgart: Deutscher Taschenbuch Verlag 1973.
- Metzger, W.: The Historical Background for National Trends in Psychology: German Psychology, in: V.S. Sexton & H. Misiak (eds.): *Historical Perspectives in Psychology*. Belmont: Wadsworth 1971, p. 339-348.
- Metzger, W.: Psychologie zwischen Natur- und Geisteswissenschaften, in: H. Balmer (ed.): *Die Psychologie des 20. Jahrhunderts*, Bd. 1. Zürich: Kindler 1976, p. 27-40.
- Miller, G.A., E. Galanter & K.H. Pribram: *Strategien des Handelns - Pläne und Strukturen des Verhaltens*. Stuttgart: Klett 1973.
- Neisser, U.: *Kognitive Psychologie*. Stuttgart: Klett 1974.
- Neisser, U.: *Kognition und Wirklichkeit - Prinzipien und Implikationen der kognitiven Psychologie*. Stuttgart: Klett-Cotta 1979.
- Patterson, C.J.: Wittgenstein, Psychology, and the Problem of Individuality, in: M. Chapman & R.A. Dixon (eds.): *Meaning and the Growth of Understanding*. Berlin: Springer 1987, p. 167-185.
- Pawlik, K.: Modell- und Praxisdimensionen psychologischer Diagnostik, in: ders. (ed.): *Diagnose der Diagnostik - Beiträge zur Diskussion der psychologischen Diagnostik in der Verhaltensmodifikation*. Stuttgart: Klett 1976, p. 13-43.
- Picht, G.: Theorie und Meditation, in: *Merkur* 1974 (27), p. 301-315.
- Plessner, H.: *Die Stufen des Organischen und der Mensch - Einleitung in die philosophische Anthropologie*. Frankfurt: Suhrkamp 1981.
- Pongratz, L.J.: *Problemgeschichte der Psychologie*. Bern: Francke 1967.
- Richter, H.E.: *Der Gotteskomplex - Die Geburt und die Krise des Glaubens an die Allmacht des Menschen*. Reinbek: Rowohlt 1979.
- Ryle, G.: *Der Begriff des Geistes*. Stuttgart: Reclam 1969.
- Schreier, W.: Über historische Wurzeln von Fechners Psychophysik, in: G. Eckardt (ed.): *Zur Geschichte der Psychologie*. Berlin: VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften 1979, p. 61-71.
- Skinner, B.F.: *Beyond Freedom and Dignity*. New York: Knopf 1971.
- Skinner, B.F.: *About Behaviorism*. New York: Knopf 1974 (a).
- Skinner, B.F.: *Die Funktion der Verstärkung in der Verhaltenswissenschaft*. München: Kindler 1974 (b).
- Skinner, B.F.: *Die Wissenschaft vom Lernen und die Kunst des Lehrens*, in: F. Weinert (ed.): *Pädagogische Psychologie*. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1974, p. 247-258 (c).
- Skinner, B.F.: [Reply to Catania] in: A.C. Catania & S. Harnard (eds.): *The Selection of Behavior - The Operant Behaviorism of B.F. Skinner: Commentary and Consequences*. Cambridge: Cambridge University Press 1988, p. 483-488.
- Stegmüller, W.: Normale Wissenschaft und wissenschaftliche Revolutionen, in: ders.: *Rationale Rekonstruktion von Wissenschaft und ihrem Wandel*. Stuttgart: Reclam 1979, p. 108-130.
- Straus, E.: *Vom Sinn der Sinne - Ein Beitrag zur Grundlegung der Psychologie*. Berlin: Springer 1978 (Reprint).
- Thomae, H. & H. Feger: *Hauptströmungen der neueren Psychologie*. (Einführung in die Psychologie, Bd. 7.) Frankfurt: Akademische Verlagsgesellschaft 1969.

Watson, J.: An Attempted Formulation of the Scope of Behavior Psychology, in: *Psychological Review* 1917 (24), p. 329-352.

Watson, J.B.: *Behaviorismus*. Hrsgg. von C.F. Graumann. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1968.

Weizenbaum, J.: *Die Macht der Computer und die Ohnmacht der Vernunft*. Frankfurt: Suhrkamp 1978.

Wittgenstein, L.: *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt: Suhrkamp 1971.

Wittgenstein, L.: *Tractatus logico-philosophicus*. Frankfurt: Suhrkamp 1978.

Wittgenstein, L.: *Über Gewissheit*. Frankfurt: Suhrkamp 1979.

Wottawa, H.: *Psychologische Methodenlehre*. München: Juventa 1977.

Wundt, W.: *Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele*. Leipzig: Voss 1863.

Wundt, W.: *Über psychologische Methoden*, in: *Philosophische Studien* 1883 (1), p. 1-38.

Wundt, W.: *Über die Definition der Psychologie*, in: *Philosophische Studien* 1896 (12), p. 1-66.

Wundt, W.: *Die Aufgaben der experimentellen Psychologie*, in: ders.: *Essays*. Leipzig: Engelmann 1906 (2. Aufl.), p. 187-212 (a).

Wundt, W.: *Philosophie und Wissenschaft*, in: ders.: *Essays*. Leipzig: Engelmann 1906 (2. Aufl.), p. 1-40 (b).

Wundt, W.: *Die Psychologie im Kampf ums Dasein*. Leipzig 1913.

Wundt, W.: *Grundriss der Psychologie*. Leipzig: Kröner 1914 (12. Aufl.).

Wundt, W.: *Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele*. Leipzig: Voss 1919 (6. Aufl.).

Wundt, W.: *Selbstbeobachtung und innere Wahrnehmung*, in: ders.: *Kleine Schriften*, Bd. 3. Stuttgart: Kröner 1921, p. 423-440.

Yates, F.A.: *The Art of Memory*. London: Routledge & Kegan Paul 1966.

Zimbardo, P.G.: *Psychologie*. Bearbeitet und herausgegeben von W.F. Angermeier, J.C. Brengelmann & T.J. Thieckötter. Berlin: Springer 1983.

#### Adresse

Prof. Dr. Walter Herzog, Universität Zürich, Pädagogisches Institut, Rämistr. 74, CH-8001 Zürich

## Kritik

### Handeln ohne Erleben?

#### Wolfgang Baßler

((1)) "Was für eine Wissenschaft ist die Psychologie?" Mit dieser ebenso zentralen, aber für die seit langem geübte wissenschaftliche Praxis der akademischen Psychologie ganz nebensächlich gewordenen Frage beginnt Herzog seinen Aufsatz "Konturen einer postcartesischen Psychologie".

Mit S. Koch ist der Autor der Meinung, daß die Psychologie schon zur Institution geworden war, ehe sie recht über ihren Gegenstand nachgedacht hatte und bereits eine Methode zur Hand hatte, ehe sie ihre Probleme richtig kannte. Möglich wurde dies, weil die Psychologie sich "blindlings" an das Vorbild der Naturwissenschaften anlehnte und deren Methode ohne Rücksicht auf ihren Gegenstand übernahm. Damit wich sie ihrem "eigentlichen" Forschungsgegenstand aus, so daß sich eine beklagenswerte Diskrepanz zwischen Wissenschaft und Menschlichkeit ergab.

Diese Diskrepanz war das Resultat eines bestimmten Menschenbildes, das sich als konstitutiv bei der psychologischen Gegenstandsbildung eingeschlichen hatte, fußend auf erkenntnistheoretischen Gedanken Descartes', der in seinem Streben nach absoluter Erkenntnisgewißheit dazu beitrug, daß die Wirklichkeit einschließlich des menschlichen Körpers und seiner Empfindungen nach Art einer mathematisch berechenbaren Maschine zu erforschen sei.

((2)) Herzog zeigt nun, wie im 19. Jhdt. v.a. W. Wundt Vollstrecker dieses cartesianischen Programms war und wie das Maschinenmodell und -ideal zu dem geheimen Hintergrund der psychologischen Gegenstandsbildung wurde und die naturwissenschaftliche Methode infolgedessen überhaupt erst Anwendung finden konnte. - Neben diesen bekannten Tatsachen - Erwin Straus hat in seinem Buch "Vom Sinn der Sinne" hier bereits überzeugende Vorarbeiten geleistet - zeigt Herzog einsichtlich, daß auch die zeitgenössische Psychologie, der Behaviorismus Skinners, die psychometrischen Testverfahren, die "kognitive Psychologie" - weitgehend unbekümmert um Reflexion - die Behandlung des Seelischen und des Menschen nach dem Modell der Maschine, erweitert um das des Computers, fortschreibt.

Aus alledem zieht Herzog die Konsequenz, daß eine solche Konzeption von Psychologie die Beziehung des Menschen zu sich selbst ignoriert, ihn damit als Person, als Mensch, wie als Lebewesen depotenziert, ihn schließlich aus seinen Handlungszusammenhängen herausbricht und ihn damit im eigensten Sinne des Wortes demoralisiert. Infolgedessen meint Herzog, daß die Psychologie bei der Bestimmung ihres Gegenstandes auf ein neues Fundament zu stellen sei. Dieses Fundament sieht Herzog im Handlungsbegriff: Er allein würde endlich dem Menschen in seiner Lebenswelt als leibliches, geschichtliches und soziales Wesen gerecht werden.

((3)) Soweit die wesentlichen Thesen von Herzog! - So sehr ich ihm zustimmen kann in seiner Kritik an einer Psychologie, die sich zugunsten eines einseitigen Wissenschaftsideals um die autonome Fundierung und angemessene Reflexion des psychischen Gegenstandes "herummogelt", so unerfindlich scheint mir seine Ansicht, daß die Psychologie sich vom Handlungsbegriff her fundieren ließe, und schon gar nicht kann ich zustimmen, daß damit durch Psychologie dem Menschen die Dimension der Moralität zurückgewonnen werden müsse.

Zunächst einige Bemerkungen zum letzten Punkt: Der Mensch als handelnder ist in der Tat ein zentrales Thema der Ethik. Warum aber sollte sich die Psychologie ausgerechnet von



# ETHIK UND SOZIALWISSENSCHAFTEN

Streitforum für Erwägungskultur

Herausgegeben von Frank Benseler, Bettina Blanck, Rainer Greshoff, Werner Loh

EuS 2 (1991) Heft 1

---

## GRUNDLAGENPROBLEME DER PSYCHOLOGIE

Herausgegeben von Walter Herzog und Erich H. Witte

---

|                   |                                                                                                                                                                                                                                 |
|-------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| VORWORT           | <b>Walter Herzog und Erich H. Witte</b>                                                                                                                                                                                         |
| HAUPTARTIKEL      | <b>Norbert Groeben: Zur Konzeption einer verstehend-erklärenden Psychologie und ihren ethischen Implikationen</b>                                                                                                               |
| KRITIK            | Axel Bühler, Ulrich Druwe, Michael Hampe, Gerd Jüttemann, Eckard König, Gilbert Mohr, Margit Mohr, Ruth Rustemeyer, Hans Werbik, Rüdiger von der Weth                                                                           |
| REPLIK            | Norbert Groeben                                                                                                                                                                                                                 |
| HAUPTARTIKEL      | <b>Walter Herzog: Konturen einer postcartesianischen Psychologie</b>                                                                                                                                                            |
| KRITIK            | Wolfgang Baßler, Ulrich Druwe, John Erpenbeck, Hans Jürgen Eysenck, Günter Krampen, Uwe Laucken, Clausjohann Lindner, Matthias Rath, Angela Schorr, Manfred Wolff                                                               |
| REPLIK            | Walter Herzog                                                                                                                                                                                                                   |
| HAUPTARTIKEL      | <b>Hans Westmeyer: Die strukturalistische Konzeption psychologischer Theorien</b>                                                                                                                                               |
| KRITIK            | Lutz-Michael Alisch, Wolfgang Baßler, Hans Werner Bierhoff, Angelika Ebrecht, Ulrike Popp-Baier, Werner Stangl, Dieter Ulich                                                                                                    |
| REPLIK            | Hans Westmeyer                                                                                                                                                                                                                  |
| HAUPTARTIKEL      | <b>Erich H. Witte: Eine Systematisierung intendierter Anwendungsformen für sozialwissenschaftlich-psychologische Theorien</b>                                                                                                   |
| KRITIK            | Lutz-Michael Alisch, Thomas Bartelborth, Elfriede Billmann-Mahecha, Alexandre Métraux, C. Ulises Moulines, Werner J. Patzelt, Rainer Westermann, Heinrich Wottawa                                                               |
| REPLIK            | Erich H. Witte                                                                                                                                                                                                                  |
| GESAMT-METAKRITIK | Theo Herrmann: Metakritik: Räsonierende Psychologie                                                                                                                                                                             |
| ANHANG            | <i>BRIEF zur Diskussion „Glaube und Wahn“ von Nikolaus Schneemann</i><br><i>EuS-PROGRAMM</i><br><i>EuS-STATUT</i><br><i>LISTE DER BEIRATSMITGLIEDER</i><br><i>EuS-THEMENLISTE</i><br><i>LISTE DER VERÖFFENTLICHUNGSVORHABEN</i> |

---

Westdeutscher Verlag